

# Raum des Wirkens

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **83 (1971)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

### III. Raum des Wirkens

Für den Heimkehrer, der die große Enttäuschung darüber mitbrachte, daß man in Deutschland nach den Freiheitskriegen zu schweigen hatte, waren die politischen Verhältnisse im eigenen Land nicht eben tröstlich. Auch hier waren die Restaurationsregierungen eher paternalistisch, und es herrschte die Zensur. Der Anblick des Provinzstädtchens mußte Tanner erst recht ernüchtern. Was sollten hier die großen Ideen? Die Gleichgesinnten von der Universität waren zerstreut. Die Eltern waren gestorben. Tanner fühlte, daß ein Lebensabschnitt zu Ende war:

#### *Die Flucht der Jugend (8)*

Ein edel Schloß, das hatt' ich inne,  
Des Brücke sprang so kühn vom Tor;  
Es schwang die goldbesäumte Zinne,  
Die Knäuf' und Erker schlank empor.

An seinem Fuß gemeßnen Ganges  
Ein stolzer Strom gewaltig floß,  
Der wiegte schön des Uferhanges  
Ergoßnes Bild im feuchten Schloß.

Und in den Höhen war's lebendig  
Von einer edlen Falkenschar,  
Die brachten Gaben, flink und wendig,  
Von Feeninseln ferne dar.

Da scholl es lieblich durch die Räume;  
Die Morgensonne dort im Saal  
Versenkte sich in Rosenträume  
In seiner Fenster bunten Strahl.

Ich lebte wohl im höchsten Glücke,  
Ein selig Mägdlein, traun! im Arm,  
Denn ohne Hand, die zart ich drücke,  
Bleibt auch das reichste Dasein arm.

Ich schlief berauscht und süß durchklungen.  
Von Liebeshauch und Zauberwein;  
Da ward die schöne Burg bezwungen,  
Und drang der ernste Feind herein.

Das holde Mägdlein mußte sinken,  
Die Trümmer schufen ihm ein Grab;  
Ich sah es lange angstvoll winken,  
Eh' es den letzten Seufzer gab.

Mich aber führten sie gebunden,  
In öder Nacht verscholl mein Flehn;  
Die Stätte, der ich weit entschwunden,  
Hat nie mein Auge mehr gesehn.

Seit geh' ich oft den Ufern eben,  
Und suche trauernd Schloß und Braut;  
Ach, Wellen nur, die leer sich heben,  
Vernehmen meinen Klagelaut.

Ganz so rauh und öde war nun aber gerade in Aarau das Restaurationsklima nicht. Und Tanner konnte sich beim Atemholen und Sich-Zurechtfinden an Heinrich Zschokke halten. Er, der Schweizer aus freier Wahl, konnte dem jungen Mann mit seinen Ideen und seinen Vorstellungen vom Geist der Zeit wohl auch am besten den geschichtlichen, sprachlichen und politischen Raum beschreiben, in welchem er nun zu leben hatte. Bei ihm konnte Tanner nach der jugendlichen Gefühlsübersteigerung auch den eigenen Charakter bejahen lernen. Er war ja nicht mit der genialen Phantasie und der unbegrenzten Vorstellungskraft des Romantikers gesegnet.

Daß er kein literarischer Himmelsstürmer war, mußte er feststellen, als er die *Schöne Magelone*, eines der deutschen Volksbücher, die er in Heidelberg kennengelernt hatte, in gebundener Sprache zu erzählen versuchte. Allein schon die Form ist für eine größere erzählende Dichtung unglücklich gewählt: Achtzeilige Strophen von nur dreifüßigen langweilig wirkenden Jamben mit abwechselnd weiblichem und männlichem Ausgang und gekreuztem Reim, wahrscheinlich angeregt von Uhland («Schenk von Limburg», «Singenthal», «Tells Tod»)<sup>1</sup>. Die

<sup>1</sup> n. ZIMMERLI, S. XXIV; das Werklein trägt die Überschrift: *Historie der schönen Magelona, eines Königs Tochter von Neapel, und einem Ritter, genannt Peter mit den silbernen Schlüsseln, eines Grafen Sohn, aus Provincia! Eine Balladendichtung.*

Handlung schleppt sich nur sehr mühsam vorwärts, und mit der 130. Strophe hört das zierlich betitelt Werk auf. Der große dichterische Ehrgeiz war für immer verflogen.

Tanner mußte seine Veranlagung zu Nüchternheit und Sachlichkeit als eine Tugend ansehen lernen, ohne aber allen Schwung zu verlieren oder gar selbstgerecht und selbstzufrieden zu werden<sup>2</sup>. Er mußte nun in Aarau heimatlichen Boden fassen und sich organisch in die besonderen kulturellen und politischen Verhältnisse einleben, ohne sich seine politische Leidenschaft zu Veränderung und Verbesserung abkühlen zu lassen. Zu sehen, ob und auf welche Weise ihm dies gelang, ist das Thema dieses Kapitels.

Tanners Dichtung soll im folgenden die Kreise: Ehe/Familie, heimatliche Stadt und Umgebung verbinden, wobei diese Kreise konzentrisch auseinanderstreben. Tanner sah in der häuslichen und heimatlichen Geborgenheit die innere Voraussetzung, um sich in das öffentliche politische Getriebe hinauszuwagen. Es sei auch an das Grundstreben des Idealisten nach innerer und äußerer Harmonie erinnert. Wenn damit aber in der äußeren politischen Welt Rückschläge zu erwarten waren, so konnte man doch im eigenen Innern nach Ruhe streben. Tanner schwebte also nie heimatlos wie seine deutschen Flüchtlingsfreunde in einem luftleeren Gedankenraum von englischer Demokratie, amerikanischem Unabhängigkeitskampf und amerikanischer Verfassung, französischer Revolution und deutschen Einigungshoffnungen.

Als den innersten Kreis oder Raum der heimatlichen Geborgenheit betrachtete er sein Heim. Über seine erste 1823 eingegangene und kinderlos gebliebene Ehe sagt er: «Ich habe gewählt wie einer zu wählen pflegt, der keine Ansprüche ans Leben macht, in manchen Beziehungen Fatalist ist und der Lotterie ebensoviel als der Einsicht zutraut. Resultat ist: Geld und Geldeswert wenig; Häuslichkeit, Reinlichkeit, Gutmütigkeit viel. Inwieweit eines das andere ersetze, ist mir unbewußt. Gut ist, daß der Wirkungskreis des Berufes sich ausdehnt und sich ein Kapital im öffentlichen Kredite findet. Natürlich ist so was schwankend.

Ich selbst gebärde mich in meiner Lage als ein solcher, der seine Männlichkeit behauptet, den Pantoffel verschmäht, ohne jedoch Tyrann zu werden.»<sup>3</sup>

<sup>2</sup> CALGARI, S. 136.

<sup>3</sup> An Laßberg, 20. Dez. 1823; II, 2.



Der Briefwechsel mit der ersten Frau dreht sich meist um häusliche Sorgen: Der Mann wird z. B. beruhigt, daß seine Pflanzen während seiner Abwesenheit gut gehegt werden<sup>4</sup>. Immer wieder wird er auch zu Heiterkeit und Geselligkeit gemahnt. Für seine Liebhabereien hat die Frau nicht sehr viel Verständnis, vor allem deshalb, weil die bescheidenen Verhältnisse großartige Erwerbungen nicht erlauben. Er soll nach ihrer Meinung besser ins Bad gehen oder sonst sich vergnügliche Tage machen, «nur laß mir das andere alles beiseite, was Dich schon namenloses Geld gekostet hat und das nun tot daliegt oder – hängt.»<sup>5</sup> Der pfarrherrliche Schwiegervater schlägt – ohne Erfolg – in die gleiche Kerbe<sup>6</sup>.

Später erscheinen die bürgerlichen Tugenden seiner ersten Marie bei der zweiten in einem neuen Licht von seelisch-geistiger Harmonie. Auf die besonderen Umstände der Brautwerbung soll nicht mehr eingegangen werden. Aber auf eine allgemeine Tendenz der Romantik muß in diesem Zusammenhang noch aufmerksam gemacht werden: die Neuwürdigung der Frau. Dafür stand Tanner auch im Ratssaal ein, als er höhere Bildungsanstalten für Töchter forderte<sup>7</sup>.

Die neue Marie biete ihm eine «neue Seite» dar, meint Tanner, «die Kunstseite». In einem Werbebrief heißt es: «Ich will Ihnen genau den Anfangspunkt bezeichnen, wo Sie mich stutzig machten, wo das allgemeine heitere, innige treue, volle Wohlwollen sich in eine durchfühlte Neigung umwandelte: als Sie das Liedchen verstanden: ‚Armes Herz, die Welt ist dein‘<sup>8</sup>, als Sie das Stabat mater vom Blatt weg sangen.»

Jetzt fühlt sich Tanner ganz glücklich, in seiner ganzen Eigentlichkeit angesprochen: «Alles, was von Ihnen kommt oder auf Sie Bezug hat, wandelt sich in ein Lied um ...» und dann definiert er selbst den bürgerlichen Spätromantiker oder «Biedermeierromantiker»: Bei ihm griffen «... verhaltenes Jünglingssehnen mit Erfahrungsreife, religiöse Schwingung und Geschäftston, Dinge, die sonst voneinander entfernt stehen ...» ineinander<sup>9</sup>. Der folgende Satz, ebenfalls an die Umworbene gerichtet, ergänzt noch: «Aber ich halte Sie lieber als andere fest, weil

<sup>4</sup> Anna Maria Tanner-Deggeller an Tanner, 26. März 1833; IV, 2.

<sup>5</sup> Anna Maria Tanner-Deggeller an Tanner, 29. März 1833; IV, 3.

<sup>6</sup> Johann Georg Deggeller an Tanner, 28. Juli 1831; II, 15.

<sup>7</sup> s. Verh., 17. und 19. März, 1835, S. 619–621 und 743 f.

<sup>8</sup> Wahrscheinlich ein Gedicht Tanners, das aber weder in den Gedichtausgaben noch in den Briefen zu finden ist.

<sup>9</sup> An Maria Seiller, 30. Okt. 1836; VIII, 18.

ich bei Ihnen das Gefühl nicht vermisse, es aber durch Verständigkeit ermäßigt finde. Allzu lebhaftes Mädchen, auch wenn sie noch so geistreich und schön wären, könnten mich nicht fesseln. Auch Ihre ganze teutsche Körperlichkeit hat für mich minnesängerischen Antiquarius einen großen Reiz.»<sup>10</sup>

Bevor nun auf die weiteren Kreise heimatlicher Geborgenheit und deren Ausdehnung eingegangen wird, soll der Grundcharakter von Tanners spätromantischer Dichtung näher betrachtet werden, immer im Hinblick auf das politische Leben, das sich in diesem Heimatraum entwickeln wird.

Tanner schreibt in der vierten Ausgabe seiner Gedichte von 1842: «Meine dem Liede sich zuwendende Jugend fällt in die Jahre, in welchen etwas später als der nordische Sängerkreis von Tieck, Novalis, der schwäbische, den herrlichen Uhland an der Spitze, auf dem Grund der Goetheschen Bahneröffnung, die sogenannte alte Schule zu überwältigen begann. Ein Salis zu werden, diesem als Schweizer und Volksgenossen mich nahestellen zu können, gehörte zu der frühzeitigen Begierde und dem glänzenden Traum meiner Jugend.»

Tanner nimmt also die eigenständigste Schweizer Dichtergestalt jener Zeit als ganze zum Vorbild: Johann Gaudenz von Salis-Seewis. Es ist vor allem die aristokratische Zurückgezogenheit von Salis', die den Jüngling anzieht, der sie später in seinem reichen Bildungsleben in der Verinnerlichung ebenfalls zu erreichen hoffte. In der Anlage seines Talents ähnelt Tanner seinem Vorbild tatsächlich. Von Salis ist ebenfalls nicht mit Einfallsreichtum und übersprudelnder Phantasie gesegnet. Der weibliche Charakter seiner Lyrik, die milde Religiosität finden sich auch in Tanners Gedichten. Zarte Neigung und still wirkende Mutterliebe sind auch bei ihm beliebte Motive: «Mutter und Kind» (18); «Gedenksprüche an Frauen I–V (45); «Huldigung und Zuruf» (48).

Die genaue Schilderung des ländlich-idyllischen Lebens liegt Tanner aber nicht so sehr wie von Salis. Der Städter Tanner ist nicht der präzise Beobachter der Dörfler und ihrer Arbeit wie der distanzierte von Salis in seinem Bündner Dorf. Er will es auch nicht sein. Seine Dichtung ist nicht auf reale Sachverhalte im menschlichen Leben und in der Natur bezogen. Er sucht vielmehr die Bestätigung seiner Gefühle in der Natur.

Ein zeitgenössischer Kritiker sagt es so: «Während Salis die zaubereri-

<sup>10</sup> An Maria Seiller, 6. Nov. 1836; VIII, 18.

schen Schönheiten eines Sonnenuntergangs im Gebirge, einer Mondscheinlandschaft, nur gleichsam als Staffage benutzt, worauf sich seine lebensvollen idyllischen Gestalten bewegen, ist bei Tanner die Natur selbst das Leben. Hinter dünnem, durchsichtigem Schleier steht sie be-seelt und alles mitfühlend, was in Freude oder Schmerz des Dichters Brust durchdringt. Der Mond mit halb abgewendetem Gesichte, die Wolken, die im Abendwinde rauschenden Zweige, die Frühlingsblumen, sind seiner Empfindung ein Dolmetscher, oder flüstern zu ihm in geheimnisvoller Zwiesprach. Und alles, was auf diese Weise aus seinem tiefsten Innersten kund wird, trägt das Gepräge einer – ich möchte sagen – kindlichen Reinheit.»<sup>11</sup>

Mit der «Goetheschen Bahneröffnung», welche in seiner Jugend «die sogenannte alte Schule zu überwältigen» begonnen habe, meint Tanner wohl Goethes Verinnerlichung der Natur, die Erfahrung, daß das eigene Herz zugleich das Herz der Schöpfung oder das Herz der Schöpfung das eigene Herz sei. Emil Staiger bezeichnet diese Erfahrung als den Ursprung von Goethes gesamtem Dichten und Denken, den «Ursprung zugleich der Goethezeit, die unablässig in immer neuen Variationen dieses Thema umspielt».<sup>12</sup> Tanners Naturdichtung mit Goethes Naturdichtung zu vergleichen, hieße nun freilich nichts weiter als die Kärghlichkeit eines Goethe-Epigonon aufzuzeigen. Es genügt, einfach darauf hinzuweisen, daß Tanner einer der Ungezählten ist, die sich in Goethe finden.

Er fühlt sich eingewiegt in den großen Atem der Natur, die im Frühling einatmet und im Herbst ausatmet – was der Dichter mit freudigem oder schmerzlichem Grundgefühl erlebt. Der Frühling symbolisiert für ihn das Erwachen, Erwecktwerden, den Aufbruch: «Frühlingsahnung», «Frühlingslaube», «Frühlingstrost», «Künftiger Frühling», «Frühlingsfeier», «Frühlingsruhe», «Lob des Frühlings», so heißen Gedicht-titel. Im Frühling denkt der Dichter bereits an den Herbst und den Winter: «Die sterbende Freude», «Trübe Maitage», «Bei Schneeüberfall im Frühling», «Verschleierte Frühlingssonne». Aber auch der Winter kann fröhlich sein, und man denkt umgekehrt an den Frühling: «Hoffnungsglanz im Winter», «Die Wintersonne», «Frühlingsvertrauen». Damit ist der dualistisch vereinfachte Turnus der Jahreszeiten

<sup>11</sup> EMIL ZSCHOKKE, in Beilage zur *Schweizer National-Zeitung*, 24. Juni 1842, Nr. 73; s. Emil Zschokke an Tanner, 24. Juni 1842; II, 121.

<sup>12</sup> EMIL STAIGER, *Goethe*, 4., unv. Aufl., Bd. 1, Zürich/Freiburg i. Br. 1964, S. 59.

mit seiner Symbolik gegeben. Für den kräftigen Sommer bleibt nichts übrig, auch nichts für die Früchte des Herbstes. Im Sommer sieht Tanner nicht das volle Wachstum, nichts Sinnliches, sondern, gedanklich, die Aufhebung des Dualismus von Frühling und Herbst/Winter: «Hast zwei Kammern wie das Herz, – Herbsttrauer, Frühlingsscherz». In analoger Weise werden auch Abend und Morgen, Geburt und Grab «versymbolisiert».

Auch die folgenden Gedichttitel zeigen die romantische Bewegung zwischen hellem und dunklem Gefühlston, wobei ein gedämpft-melancholisches Weder-Noch oder ein Beides-Nicht-Recht entsteht: «Seliger Schmerz», «Abschied und Sehnen», «Lichtes Bild auf dunklem Grunde», «Glück bei Plagen», «Himmel auf Erden».

Die übrigen Naturbilder sind nun weniger eigentliche Symbole im Sinne von «es ist», sondern mehr bieder-lehrhafte Allegorien, Vergleiche allgemeinsten Art im Sinne eines etwas schulmeisterlichen «seht her, das bedeutet»; z.B.: der Zug der Wellen: «Das Gerede der Wellen»; die Sternenwelt: «Aufschwung»; das Gewitter: «Je dunkler ist die Wolkenschar, je schneller wird mein Himmel klar»; der Gesang der Lerche: «Naturgeschäftigkeit»; der Flug der Tauben: «Heimzug».

Etwas gar mühsam wird der Schulmeister dann, wenn er sich direkt auf menschliches Verhalten bezieht, im Sinne etwa von Ratschlägen, die man jungen Mädchen ins Welschland mitgibt:

«Auf, auf, und laßt uns fröhlich sein,  
Ich will dem Leid verkünden,  
Daß an des jungen Maies Schein  
Sich Höh'n und Tiefe zünden.» (Aus «Ermutigung», 24)

Im folgenden Gedicht sitzt der Poet Spitzwegs einmal in der Badewanne, statt in der Mansarde unter dem verschlissenen Regenschirm:

*In der Badekammer (44)*

Badend schauen meine Blicke  
Fenster und dann Berg und Bäume,  
Wie Gewebe reger Träume  
In der Schale Spiegel wieder.

Mit den Vögeln durch die Räume  
Flattern trillernd meine Lieder,  
Daß auch ihn die Flut erquicke,  
Steigt der Himmel selbst hernieder.

Vollends grillenhaft erscheint der gefürchtete Herr Obergerichtspräsident, wenn er im Bade sitzt und für einen dicken Brummer, der gefangen in der Kammer herumfliegt, Metrum und Reim und einen sinnigen Gedanken bemüht:

*Der gefangene Schwärmer*

Eine Fliege sauset wilde  
In dem trauten Kämmerlein,  
Führet Großes gar im Schilde,  
Möchte nicht gefangen sein.

Doch am seidenen blauen Vorhang  
Bleibt sie nun auf einmal stehn.  
Glaubt sie wohl, dem sei der Vorrang, –  
Mehr als Himmel sei zu sehn? <sup>13</sup>

Hier ist Dichtung Zeitvertreib.

Die Geringfügigkeit seiner Motive rechtfertigt Tanner in der Vorrede zu den beiden letzten Ausgaben von 1842 und 1846 wie folgt: «Jeder weiß, wie der Blick in die Natur Herzen besänftigt und heilt und wie die Seele aus dem kleinsten Naturbild das süße Amrita des Vergessens und durch Ahnungspforten den Eingang zu der höheren Weltordnung sich zu erheben vermögen. Je kleiner das Bild, desto inniger anziehend, weil es in seiner holden Vereinzelung entgegengesetzter ist dem ungeheuren, unverständlichen Weltgetümmel, welches eine dem Innern besonders zugewandte Weisheitsschule dem stürmenden Meere ohne Ufer und Ende vergleicht. Kaum daß dabei der nie alternde Quell der Liebe mit seinem bunten ewigen Einerlei freundlich dazwischensprudelt, anziehend wie die Flamme, welche dem Beschauer den nämlichen Stoff im nie versiegenden Wechsel der Gestalt zeigt.»

Tanners Naturgefühl war eng mit seinem Heimatgefühl verbunden. Die heimatliche Gegend war seinem Wesen verwandt. Ihren Eindruck erfuhr der Dichter schon in seiner Jugend, in Leutwil und Schinznach. In seiner Heimatstadt Aarau war er geborgen: ringsum Begrenzungen und Maß, keine unermeßliche Weite, Tannenwälder auf den sanft ins Aaretal absteigenden Jurahöhen, ab und zu eine Fluh als Merkpunkt,

<sup>13</sup> Ungedruckt; aus einem Brief an Anna Maria Tanner-Deggeller, 5. Juli 1836; VIII, 6 a.



zu erreichen mit dem Knotenstock im Tagesmarsch, am liebsten am Sonntag. Es war die «traute Heimat meiner Lieben» von Salis.

Tanners Freund, der Freiherr von Laßberg, erinnert sich noch zwei Jahre nach seinem Aufenthalt in Aarau dankbar an die Wanderungen im Schachen und Umgebung: «Ach, wenn Sie darauf denken wollten, mir mehrere pflanzen von: leucoium vernum [Schneeglöckchen] und scilla bifolia [zweiblättriger Blaustern, ebenfalls ein Vorfrühlingsblüher] zu schicken; ich vermisse sie in meinem garten und würde so gerne sie sorgsam pflegend, dabei des donatarius mich dankbar erinnern. Gedenken Sie noch jenes straußes von leucoium, die Sie bei einem bäcker in der gasse für mich erwarben und die meiner angebeteten gebieterin eine so große Freude als die erstlingsblumen machten?»<sup>14</sup>

In Aarau war es damals Brauch, daß die jungen Leute am Himmelfahrtstage einen Ausflug auf die Gisliflüh machten. Tanner gehörte oft zu den Ausflüglern<sup>15</sup>. Er unternahm auch längere Reisen ins Hochgebirge, allein über den Gotthard nach Airolo, Bedretto–Nufenen–Grimsel–Meiringen–Bern, oder mit dem Schwestersohn Zschokkes, Wilhelm Genthe, über den Krüzlipaß durch Maderanertal und Reußtal hinunter nach Flüelen und mit dem Dampfschiff am Rütli vorbei nach Luzern mit Rückkehr natürlich über Sempach (s.S.93)<sup>16</sup>. Auf den Spuren Geßners, Hallers, Rousseaus und Goethes suchte auch er das intensive Erlebnis der Alpen.

Von waghalsigen Klettereien und Schlossereien über Schluchten und Schründen war damals natürlich noch nicht die Rede. Und dem heutigen Benützer von Seilbahnen und Skiliften mag es unverständlich sein, wenn der damalige Berggänger angesichts der überwältigenden Mächtigkeit des Hochgebirges seine Persönlichkeit sich verlieren sah, wenn er außer sich geriet. Gar so schlimm war dies bei Tanner allerdings nicht. Der Anschauung und Belehrungsuchende Naturkundler ließ den Romantiker nicht ganz die Besinnung verlieren.

Von der Nufenen–Grimsel-Tour ist das folgende Bild erhalten: «Noch kein Mittagsschläfchen hat mir so gut geschmeckt als ein solches auf einem abgetrockneten, mit kaum sichtbaren Sazifragen bedeckten Felsstück mitten im Schnee auf der Nufenen.»<sup>17</sup> Man bemerkt die Skurrili-

<sup>14</sup> Laßberg an Tanner, 30.Dez. 1823; II, 2.

<sup>15</sup> OEHLER, 23. Kap., Teil I.

<sup>16</sup> GENTHE, S. 81 f.

<sup>17</sup> An Amsler, 1. Aug. 1834; VI, 2.

tät des schlafenden Naturkundlers. Von den Plänen zur Hochzeitsreise – einer Alpenwanderung, die Bad Ragaz als Ausgangspunkt haben soll – meldet Tanner, daß er in Pfäfers einen guten Freund habe, den Pater Isenring, der Naturwissenschaft betreibe und die Wanderer wohl gerne eine Tagreise «belehrend» begleiten werde<sup>18</sup>.

Tanner singt sein Alpenlied denn auch nicht als Überwältigter inmitten der Berge, sondern beschauend vom Tal aus:

*Fernsicht unter den Linden (39)*

Mein Dach sind grüne Linden.  
Wie ist das Tal so schön!  
Des Flusses Glimmer winden  
Sich zwischen sanften Höh'n.

Und ob dem Kranz der Hügel,  
Aus funkelndem Azur,  
Erhebt die weißen Flügel  
Die hehre Alpnatur.

So schwimmt sie still in Träumen,  
Ein Schwan von Duft und Licht,  
Der über tiefen Räumen  
Den Schaum der Welle bricht.

Und drüber hergeflogen,  
Voll Heimweh süß und weich,  
Durchsäuseln Frühlingswogen  
Der Lüfte blaues Reich.

Mir ist, fern hört' ich klingen  
Den Herdenschall der Höh'n,  
Und nah die Vögel singen:  
Wie ist das Tal so schön.

Tanners Gedichte entstanden nicht in der Schreibstube, sondern beim Wandern und Reiten. «War sein Freund Amsler in der Heimat», so berichtet Blanka Amsler, die Tochter des Kupferstechers, «so kam Tanner oft zu Fuß nach Wildeggen, zuweilen schon am Morgen an schönen Sommertagen. Nicht selten hatte dann der frohe Wandersmann im Gehen sich ein Lied ersungen (bildlich gesprochen, denn musikalisch war

<sup>18</sup> An Maria Seiller, 7. April 1837; VIII, 18.

unser Freund nicht!) und pflegte es dem Freund mit den Worten: ‚Du, Signor, i han es Liedli g’macht, los‘, freudig vorzutragen.›<sup>19</sup> Oft kam es auch vor, daß Tanner, kaum im Zimmer angelangt, hastig Papier und Bleistift verlangte, ein Gedichtchen hinwarf und dann erst mit einem herzlichen «Grüß Gott, Kinder», den Anwesenden die Hand gab<sup>20</sup>. Die Sehnsucht nach dem ungebundenen Leben in der Natur mußte sich noch steigern bei einem Mann, der – ähnlich wie von Salis – die meiste Zeit in der Amtsstube zubrachte:

*In der Amtsstube (106)*

Offnen Fensters sitz’ ich da, –  
Tausend Fliegen summen nah;  
Tausend Schwalben mit Gerüfte,  
Schwimmen durch das Blau der Lüfte,  
Und das selige Gewirre  
Lockt mein Denken in die Irre.  
Durch Geschäftigkeit gebunden  
Hab’ ich hier mich eingefunden;  
Aber süß ist’s hinzuschielen  
So ins Freie nach Gespielen.

Im folgenden Gedicht findet der zerstreute Herr Präsident ein Gespiel:

*Das hereinfliegende Schwälblein (78)*

Bis ins Zimmer flatterst du,  
Schwälblein traust und singst dazu;  
Wohl, wo Menschen friedlich weilen,  
Ist es süß, ihr Glück zu teilen,  
Wäre einer traurig wo,  
Trillerst du und pfeifst ihn froh!

Daß er das Halten von Stubenvögeln nicht leiden konnte, ist leicht einzusehen<sup>21</sup>. Und wenn er ein Kind sah, das einen Käfer töten wollte, konnte er erschrecken und sich über die dunklen Triebe im Menschen Gedanken machen<sup>22</sup>. Er gab der Kreatur das gleiche Recht vor der

<sup>19</sup> ZIMMERLI, S. LXXII.

<sup>20</sup> ders., S. XL.

<sup>21</sup> «Stubenvögel» (101).

<sup>22</sup> «Des Käferleins Not» (110).



Natur wie dem Menschen. Der alte Xaver Bronner in seiner Bibliothek konnte ihn da noch am ehesten begreifen, wenn er den jugendlichen Heißsporn sonst auch heftig tadelte<sup>23</sup>.

Die Heimatstadt als ein weiterer Kreis heimatlicher Geborgenheit war nun zu jener Zeit keine anonyme Wohnungsgeberin, sondern ein Muster eines Aufenthaltsraumes (man spürt dies heute noch). Tanner wohnte in der Kronengasse, die den östlichen Querarm des durch die Altstadt gelegten Gassenkreuzes bildet. Sie hat ihren Namen vom alten Tavernenwirtshaus zur Krone. Die Gassen waren Lebensräume, in denen sich die Bürger nach getaner Arbeit trafen, nicht selten, um die politischen Ereignisse zu besprechen. Noch heute ist festzustellen, wie die Häuserfronten, die sich in den einzelnen Gassen gegenüberliegen, gegen die Mitte hin eingebuchtet stehen und so den gemeinschaftlichen Raum vergrößern<sup>24</sup>. Aus diesen Zusammenkünften entwickelten sich dann politische Gruppierungen, sogenannte Leiste.

Tanner gehörte dem Kronenleist an, dessen Antipode der Rößlileist war. Er bewohnte das Haus Nr.32, natürlich die bel étage des Hausbesitzers<sup>25</sup>. Es ist ein vierachsiger, viergeschossiger Bau, mit kleiner Aufzugslukarne für Holz und Wasser versehen. Er zeigt aber nicht den üblichen Giebel mit dem Gerschild wie seine Anstößer und die meisten Häuser in der Aarauer Altstadt. Die Fenster sind stichbogig, mit stark hervortretenden Fensterbänken und Brüstungsgittern. Die Südfassade des Hauses steht gegen den besonnten Hinterhof, der nur durch die schmalen Ehgräben der Feuerwehr mit den anderen Straßen verbunden ist. Dies war das Revier des Gärtners Tanner. Er besaß auch noch einen Garten zu Apfelhausen<sup>26</sup>.

Am Anfang der Reihe: Vaterlandsgefühl-Vaterland, Nationalgefühl-Nation, Staat, steht also das Heimatgefühl, ein menschliches Streben nach Geborgenheit, Gemeinsamkeit und Geselligkeit. Sinnbild für die

<sup>23</sup> s. HANS RADSPIELER, Franz Xaver Bronner, in *Argovia* 79 (1967); Tanner schenkt Laßberg einmal zu Weihnachten «unsres guten alten Franz Xaverius Bronner» eben erschienenes Werk, wahrscheinlich die *Abenteuerliche Geschichte Herzog Werners von Ueßlingen, Anführer eines großen Räuberheeres in Italien um die Mitte des 14. Jahrhunderts*, Aarau 1828; an Laßberg, 5. Dez. 1827; V, 9.

<sup>24</sup> Diesen Hinweis erhielt ich vom Architekten WALTER GRAF, am Rain 42, Aarau, in einem sehr anregenden Gespräch über alte und neue Stadtpläne.

<sup>25</sup> Seite 1924 trägt es die Nummer 2 und ist heute in Besitz von HANS VÖLKLE-RICKENBACH, Herrenmodegeschäft; s. Adreßbücher der Stadt Aarau (KBA).

<sup>26</sup> StadtAA, Inventarienprot., S. 315–318.

dichterische Übertragung dieses Geborgenheitsgefühls in der einmaligen heimatlichen Umgebung ist das Organ, das diese Dichtung aufnimmt: der Almanach der *Alpenrosen*. Nicht von ungefähr vergleicht Jakob Grimm in seiner *Geschichte der deutschen Sprache* (1848) das Altertümlich-Eigene der schweizerdeutschen Mundarten mit den «Alpenrosen, die unten nicht sprießen ...»<sup>27</sup>

Tanners Erstling war:

*Die Alpenrose* (4)

O! seht ein Blümchen mild erblühn,  
Wo hoch die Alpen ragen,  
Und wie aus dunklem Myrthengrün  
Als liches Röslein tagen.

Doch treu dem kühlen Vaterhaus  
Mag's nicht in Beeten prangen;  
Der Freier lockt mit Gold und Saus,  
Freiherz bleibt ungefangen.

«Mich bindet hier das süß're Band»,  
Sprach's auf das dreiste Werben,  
«Verstoßen in ein fremdes Land,  
An Heimweh müßt' ich sterben.»

Und rollt der Sturm auf finstrer Bahn,  
Es traut den Felsenstützen;  
Die Wolke schmiegt als Kleid sich an,  
Der Berge Gott wird schützen.

Bald kehrt zurück der sanfte Strahl,  
Der Schauer sinkt zu Füßen;  
Da heißt es hell das dunkle Tal  
Durch seine Sennen grüßen.

Vernimm den Klang, hinauf zur Fluh!  
Und hast du's nun gefunden,  
Der holden Blume sage du,  
Was voll die Brust empfunden:

<sup>27</sup> STEFAN SONDEREGGER, Vom schweizerdeutschen Wörterbuch, in *nzz*, 29. Sept. 1968, Nr. 599.

«Ich will ein treuer Schweizer sein,  
Der Heimat fest verbündet,  
Das Herz sei stark, der Wille rein,  
An deinem Licht entzündet!»

Da lacht es froh nach Bergmanns Brauch;  
Es läßt zum Strauß sich pflücken,  
Und spricht mit herzlich keusem Hauch:  
«Nimm hin, die Brust zu schmücken!

Denn darum hat mich Gott gesät  
Auf höh're Alpenauen,  
Wo kaum die Sonne schlafen geht,  
Und nah die Sterne schauen: –

Ein Zeichen sei ich ewig neu  
Den lieben Schweizerknaben,  
Nicht alte Sitten ohne Scheu  
Im Tale zu begraben.

Die Mitarbeiter der *Alpenrosen* verehrten, wie Tanner, Matthisson und Salis, die Göttinger Voß, Hölty und Bürger<sup>28</sup>. Und die meisten dieser behaglichen Idylliker standen in Amt und Würden und dichteten «so nebenbei an einem schönen Sonntag Morgen», wie sich Gottfried Keller in seinem Aufsatz «Erinnerungen an Xaver Schnyder von Wartensee» über den Almanach ausläßt<sup>29</sup>. Mit der Zeit schoß das von Keller verspottete «Alpenrösliche»<sup>30</sup> wie Unkraut aus dem Boden. Verwandte Taufnahmen für Gedichtausgaben kamen auf, wie «Alpenstimmen», «Alpenblüten», «Alpenblumen», «Alpenklänge». Der Aargau rangierte mit seinen «Alpinen»: den drei Fröhlich, Münch, Pfeiffer und Tanner gleich hinter Zürich.

In den Bürgerhäusern stand neben den alpenröslichen Büchlein mit den bedruckten Pappdeckeln und den zierlichen Küpferchen traulich auch die ganze Kalender- und Volksliteratur, vom Schatzkästlein Pestalozzis über die Dorf- und Schweizerlandsgeschichten Zschokkes

<sup>28</sup> Vgl. LUDIN, S. 146; in Heidelberg hatte Tanner Zutritt zu Johann Heinrich Voß; s. ZIMMERLI, S. XXII.

<sup>29</sup> n. LUDIN, S. 166.

<sup>30</sup> JENNY, S. 92.

und die Ergüsse Reithards bis hinauf zu Gotthelfs Romanen. In den *Alpenrosen* fallen die eingeklebten Notenblätter auf. Man lehrte das Volk auch singen, was im Zeichen der romantischen Verschwisterung der Künste nicht verwundert. Dabei wurde die Musik ganz in den Dienst der Sprache gestellt – in Vollendung bei Schubert.

Das «Schützenlied» Tanners findet sich, von Daniel Elster, dem Philhellenen, vertont, in Leonhard Widmers *Album für Männergesang*. Elster war Musiklehrer am Seminar Wettingen. Er vertonte auch Tanners Gedicht «Hinaufblick und Ergebung» (143) und gedachte es, doppelchörig alternierend behandelt, mit seinen Seminaristen am Auffahrtstage des Jahres 1849 aufzuführen<sup>31</sup>. An Auffahrt pflegten sich überhaupt die Männerchöre jeweils in Masse zu produzieren. Diese Aufführungen wurden dann zu eigentlichen Volksfesten mit Beteiligung der großen Allgemeinheit<sup>32</sup>.

Tanner war stolz darauf, daß viele seiner Lieder von den heimatlichen Tonsetzern angenommen wurden. Elster komponierte einige davon schon 1825/26, in der Zeit, in der die Harfengrüße Follens erschienen: z.B. «Abendgesang» (9) zu einem Duett mit Klavierbegleitung. Die Gedichte nach 1830 seien schon schwerer zu setzen, meint er zu Tanner. Denn hier trete dem Komponisten «der stille Wanderer in der Natur entgegen, und er muß sich bei Anlegung des musikalischen Gedankens an das Gedicht idyllisch gestimmt fühlen, sonst wird der Komponist schwerlich den poetischen Gedanken musikalisch verwirklichen können. Ist aber dieses der Fall, so kann ich mir die Komposition nicht anders als eine einzelne Stimme denken, die sich mit dem Klavier selbst begleitet und wozu noch hie und da, je nach dem Inhalt der Poesie, eine gutgespielte Violin, Flöte oder Klarinette tritt.»<sup>33</sup>

Auch Pfarrer Immler von Pfauen bei Murten interessierte sich für seine Lieder<sup>34</sup>. Tanner war auch befreundet mit dem Rütli-Lied-Komponisten Franz Josef Greith<sup>35</sup>. Vom deutschen Kinderliederdichter Friedrich W. Güll liegen zwei Blätter im Nachlaß Tanners<sup>36</sup>. Tanner traf mit ihm anlässlich seines Besuches bei Amsler in München im Spätsommer

<sup>31</sup> Elster an Tanner, 7. April 1849; VIII, 17.

<sup>32</sup> Vgl. SCHOLLENBERGER, S. 135 f.

<sup>33</sup> Elster an Tanner, 1. Jan. 1849; II, 183.

<sup>34</sup> An Maria Tanner-Seiller, 18. April 1849; VIII, 18.

<sup>35</sup> s. DISCH, S. 67 f. und 83.

<sup>36</sup> «Nur ein Blick», «O Lilie»; I, 262.

1847 zusammen<sup>37</sup>. Auch Martin Disteli, weitherum bekannt als Schöpfer des sogenannten Disteli-Kalenders, gehörte zu diesem Kreis und war ein Duzfreund Tanners. Leider finden sich die «antiklerikalen» Briefe, die er an Tanner geschrieben haben soll, nicht im Nachlaß<sup>38</sup>.

Tanner begann nun, den modellhaften kleinen Kreis der Familie und den gemeinschaftlichen Lebensraum des Städters von der Umfriedung der heimatlichen Gegend aus, mit ihrem Blick auf die Alpen, das weit Entfernte und doch so verheißungsvoll Nahe, in einen größeren Kreis einzubeziehen. Angesichts der ernüchternden Wirklichkeit des kantonalen und schweizerischen Partikularismus suchte sich der Dichter beim Studium von geschichtlicher Gemeinsamkeit innerhalb des alemannisch-deutsch-schweizerischen Sprachraums zu erwärmen.

An Laßberg schreibt er einmal: «Ich habe im ersten Bande von Möser's ,Osnabrückische Geschichte‘ mit wahrer Ehrfurcht gelesen, wie verständig und einfach unsere Alvordern den Staat aufgefaßt haben, und ich nehme die Schweizerfreiheit in keinem andern Sinne, als daß sie einer der vielen vereinzelt Versuche war, den teutschen Urzustand zu restaurieren.»<sup>39</sup> Zwölf Jahre später, in der denkwürdigen Klosterdebatte vom 13. Januar 1841, ruft Tanner: Es sei höchste Zeit, der ruchlosen Pfaffenherrschaft, die auf die französische Propaganda gefolgt sei, einmal ein Ende zu setzen; «... und wenn dies geschehen ist, so wird der Friede wiederkehren, die deutsche Gemütlichkeit und Redlichkeit wird wiederkehren, und die aargauischen Bürger werden dem Vaterlande wieder sein, was ein rechter Bürger seinem Vaterlande sein soll.»<sup>40</sup>

Als sich Laßberg bei ihm beklagt, er wolle nicht an der Schlachtfeier des Sempachervereins bei Schwaderloh teilnehmen, weil er nicht gerne mit eigenen Ohren über die Schwaben schimpfen höre, «... worin meiner Meinung nach die Freiheit nun und nimmermehr besteht»,<sup>41</sup> beschwich-

<sup>37</sup> s. REITHARD, *Erinnerungen*, S. 18.

<sup>38</sup> n. DISCH, S. 87; nur 1 Stück ist vorhanden: Disteli bittet für den Jahrgang 1844 seines Kalenders, der die Fortsetzung des Burgunderkrieges enthalten solle, um eine Münze mit dem Bildnis Ludwigs XI.; Disteli an Tanner, 14. April 1843; I, 204.

Ludwig XI. ist hier denn auch tatsächlich abgebildet: *Schweizerischer Bilderkalender*, hg. von M. DISTELI, Bd. 6, Solothurn 1844, S. 22.

<sup>39</sup> An Laßberg, 19. März 1829; V, 10.

<sup>40</sup> Verh., 13. Jan. 1841, S. 24.

<sup>41</sup> Laßberg an Tanner, 14. Sept. 1827; I, 12b.

tigt Tanner: Er hoffe, daß an diesem Fest «von Schimpfreden gegen die Nachbarn und der freilich bei uns häufigen heroischen Maulbraucherei nichts vorkommen» werde. «Die Schwaben sind gegenwärtig des Schweizervolks beste und redlichste Freunde, und es wäre ein schändlicher Mißgriff, die bestehenden Bande der Achtung und Liebe zu verletzen, die wir Alemannen einander geschichtlich und menschlich schuldig sind. Wir wurden einander nur vorübergehend durch die verschiedenen Verhältnisse zum Hause Österreich entgegengestellt.»<sup>42</sup>

Sehr eng war Tanner mit dem Mülhauser Dichterkreis um Klein, Daniel August Stöber und Zetter verbunden. Dieser suchte die Elsässer mit ihrer Geschichte, den Sagen, Sitten und Gebräuchen bekanntzumachen. Er strebte die Vereinigung des Elsasses in einem einheitlichen Deutschland an. Zetter vor allem kämpfte im *Elsässischen Sonntagsblatt*, dessen Redaktion er führte, für die Aufrechterhaltung der deutschen Sprache und Sinnesart und gegen das Fortschreiten des «Franzoseniums». Der frühere Zusammenhang mit der Schweiz begeisterte ihn in den *Schweizersagen*, in Balladen, Romanzen und Legenden.

Klein besang wie Tanner die Natur und die Heimat und fand wie er die romantische Liebe, in ihrer reinsten Prägung, im mittelalterlichen Minnesang<sup>43</sup>. Der Grundton der Klein-Briefe ist etwa folgender: Die verwirrenden Zeitläufte, «Frau Politika», schieben die Poesie in den Hintergrund. Die elsässische Literatur ruht im Grab, getötet durch die Politik. Der Dichter flüchtet sich in seine Innerlichkeit. «Süßes Entzücken», «Herzensbitte», «Waldeinsamkeit», «Frühlingstempel» sind die wahllos herausgegriffenen, häufig wiederkehrenden Wörter in der Korrespondenz Kleins. Auch er bedient sich der Natursymbolik, oft recht trivial: «Der Herbst mit seiner Leichenhülle», «Der strenge Winter als Grabgesang der Natur» heißen etwa die ausgepreßten Paraphrasen. Persönlich begegneten sich die Dichter nie, nur im wechselseitigen Loben ihrer Erzeugnisse.

Tanner veröffentlichte viele seiner Gedichte in Zettlers *Elsässischen Neujahrsblättern*<sup>44</sup>. Er fand hier zusammen mit Adolf Bube aus Gotha<sup>45</sup>,

<sup>42</sup> An Laßberg, 5. Dez. 1827; V, 9.

<sup>43</sup> Von Georg Zetter, sein richtiger Name war Friedrich Otte, existieren 5 Briefe im Nachlaß für die Jahre 1844–46; von Klein sind es 20, 1847–49, alle von Mülhausen datiert.

<sup>44</sup> Jahrgänge 1845–47.

<sup>45</sup> 2 Briefe von Bube aus den Jahren 1826 und 1847.



Karl Goedeke aus Hannover<sup>46</sup>, der in seine Sammlung *Deutschlands Dichter von 1813–1843* vier Gedichte Tanners aufnehmen will, und Johann Jakob Reithard. Gotthelf veröffentlichte in den *Elsässischen Neujahrsblättern* Prosa, z.B. «Christens Brautfahrt». Tanner muß diese Erzählung hier gefunden haben. Sein Urteil: «Der Mann ist Meister im Fache, mitunter etwas breit ...»<sup>47</sup>

Tanner beurteilte Gotthelf aber hauptsächlich als politischen Gegner, und auch Gotthelf war nicht eben gut auf Tanner zu sprechen. Es kamen ihm nämlich durch Abraham Emanuel Fröhlich häufig Klagen aus dem Aargau zu, etwa wie diese: «Tanner, u.a. auch Keller, wollen jetzt an die Geistlichen und mit periodischen Wahlen noch den letzten Rest der Opposition, und gewiß einer sehr zahmen Opposition, töten. Ach wie lange?, seufzen so viele mit dem 90. Psalm; aber unser Wort und Hort sei Psalm 46, 1 und 2.»<sup>48</sup>

Wie seine Elsässer Dichter-Freunde war auch Tanner in den Kreis der schwäbischen Dichter eingeschlossen. Erst durch diesen Einfluß, vor allem über Uhland, wird das volle Verständnis für seine Dichtung ermöglicht.

Der große Mittler des schwäbischen Dichterkreises in der Schweiz war der Freiherr von Laßberg. Sein Name wird in einem Zuge mit der Handschrift C des Nibelungenliedes genannt, die er 1815 von Wien mitnahm. Um sie herum legte er seine berühmte Sammlung an: Urkunden, Handschriften, Bücher, Münzen und Bilder.

Ein großer Anreger war er nun auch für Tanner während seines Aarauer Aufenthaltes im Winter 1821/22. Die beiden Männer trafen sich in ihrer Neigung zu Geschichte und «Theotisca», wie Laßberg die germanische Philologie und Altertumswissenschaft nannte. Tanner widmete Laßberg die zweite Auflage seiner Gedichte von 1829 als «dem gründlichen Erforscher der Vorzeit, dem freisinnigen, lebensweisen und

<sup>46</sup> 1 Brief von Goedeke aus dem Jahre 1843.

<sup>47</sup> An Amsler, 11. Okt. 1844; VI, 12.

<sup>48</sup> Fröhlich an Gotthelf, 31. Dez. 1847; Briefwechsel Gotthelf–Fröhlich, S. 21. Anfang von Psalm 46:

Ein Lied der Korahiten:

«Gott ist unsre Zuflucht und Stärke,  
als mächtige Hilfe bewährt in Nöten.

Drum fürchten wir nichts, wenn gleich die Erde sich wandelt  
und die Berge taumeln in die Tiefe des Meeres.»

liebenswürdigen Manne, dem tiefverehrten Freunde». Laßberg hatte allerdings wenig übrig für Poesie, die nicht aus der Hohenstaufenzeit stammte.

Die Beziehungen der beiden beschreibt Eduard Vischer in der Einleitung zum Briefwechsel, den er unter das Motto: Politik und Freundschaft setzt. Die Erklärung dieses Titels sei der folgende Ausschnitt aus einem Brief des 81jährigen Laßberg an Tanners Frau nach dem Tod des Freundes (er ist in Vischers Auswahl nicht abgedruckt). Als aufrichtige Freunde seien sie beide nach dem Aarauer Aufenthalt auseinandergegangen, berichtet Laßberg und fährt fort: «Unser briefwechsel mag bezeugen, daß wir auch fortan in freundschaftlichen verhältnissen blieben; allein, auf einmal brach die moralische cholera in der Schweiz los! auch mein guter Tanner wurde von derselben ergriffen und stieg auf den redestuhl, auf dem er sich zu theorien bekannte, mit denen sich mein verstand und meine gefühle nicht zu vereinigen vermochten. Da schrib ich im ... ,unsere wege gehen zu meinem bedauern auseinander; ich muß also abschied von Inen nehmen; aber nie werde ich vergessen, wie manche freundschaftlichen Gefälligkeiten ich Inen zu verdanken habe, und jeder anlaß, der mich in den stand setzt, meinen dank zu bezeigen, wird mir willkommen sein!» Und darauf erfolgte natürlich keine antwort mehr; aber immer erkundigte ich mich nach seinem wohlergehen, und es erfreute mich, zu vernehmen, daß er zu hohen ehren gelangt ist; denn das suchte er ja.»<sup>49</sup>

Laßberg vermittelte zwischen Tanner und Jakob Grimm, Gustav Schwab, Justinus Kerner, Karl Mayer und vor allem Ludwig Uhland.

Daß Schwab Tanners Lieder kannte, bezeugt sein Brief im Nachlaß<sup>50</sup>. Mayer, der Freund Uhlands<sup>51</sup>, Kerners und Lenaus, war Tanner in seiner charakterlichen Anlage sehr verwandt. Und was Tanner im Aargau, war Mayer in seinem Württemberger Bezirk: Der gestrenge Herr Oberamtsrichter, der über seine Akten hinweg nach den Bäumen schielte und den Vögeln nachschaute und am Sonntagabend mit hübschen Miniaturen aus der heimatlichen Umgegend heimkehrte.

<sup>49</sup> Laßberg an Maria Tanner-Seiller, 15. Juni 1850; VIII, 21; vgl. dazu Der Sonderbundskrieg im Urteil eines Schwaben, Briefe des Joseph von Laßberg an Hermann von Liebenau, 1847–1849. Mit einer Einleitung hg. von KARL SIEGFRIED BADER, in *Der Geschichtsfreund* 104 (1951).

<sup>50</sup> Schwab an Tanner, 18. Jan. 1847; I, 251.

<sup>51</sup> s. MAYER, Erinnerungen.



In seinem Habitus ähnelte Tanner auch sehr seinem großen Vorbild Uhland. Dieser war ebenfalls nicht mit großer Phantasie begabt, und auch seine Dichtung hat einen stark episch-aussagenden Zug. In der Balladenform gelingt ihm das beste. Auch Uhland war Jurist und Politiker, und bei ihm waren gleichfalls der Drang zum Dichten und das Bedürfnis nach wissenschaftlicher Erfahrung schon früh Rivalen<sup>52</sup>. Später überwog der Professor für deutsche Sprache den Dichter.

Tanner wurde mit Uhland auch persönlich bekannt, als dieser bei Zschokke einkehrte. Als er einmal auf einer Schweizerreise in Aarau vorbeikam, begleiteten ihn Tanner und Rochholz durch die Stadt<sup>53</sup>.

Die Kleinform des Provinzstädtchens in der Hügelkammer an der Aare kann nun auch als Metapher für die Kleinform stehen, in welcher Tanner zumeist seine Poesie eingießt: in die Volksliedform. Er nennt seine Gedichte ja «Heimatliche Bilder und Lieder». Für sein Lied scheint er sich an die Theorie Uhlands zu halten, der Grimms Auffassung entgegentritt, das Volkslied entspringe naturhaft der Gesamtpsyché des Volkes. Unter Volk versteht Tanner den *populus*, nicht den *vulgus*. Sein Lied ist also ein Kunstlied, ein Individuallied mit volkstümlichem Anstrich.

Zwei Beispiele müssen genügen, um den inhaltlichen Grund von Tanners Dichtung, das Verhältnis von Freude und Schmerz, Licht und Finsternis, Gefühl und Reflexion, das Schulmeisterliche in der sprachlichen Form noch zu verdeutlichen.

*Das Land der Erinnerung (11)*

Wenn ich der alten Zeiten sinne,  
Und wie mein Glück in Asche schwand,  
Führt mich der Schmerz mit milderm Sinne  
In der Erinnerung stilles Land.

Dort schau ich klar geliebte Blüten,  
Die sich um mich als Bilder reihn;  
Die Pracht, mit der sie lebend glühten,  
Verbirgt mir ihr Gebrochensein.

<sup>52</sup> s. HANS HAAG, *Ludwig Uhland*, Die Entwicklung des Lyrikers und die Genesis des Gedichtes, Diss. Tübingen, Stuttgart 1907, S. 29.

<sup>53</sup> n. VISCHER, *Politik und Freundschaft*, S. 96.

Wenn sich der Leser vielleicht bereitgemacht hat, mit dem Dichter in das «Land der Erinnerung» abzuwandern: er kommt kaum dazu, sein Bündel zu schnüren: seine Hoffnungen werden schon bald gebrochen durch das abstrakte «Gebrochensein». Das Lied ist auch schon aus. Ähnlich, wenn der Dichter vaterländische Gefühle wecken will:

Spannen wir die Eisenrohre  
Nach der Scheibe fernem Ziel,  
Blitz und Rauch und Schall im Chore,  
Welch' ein Jubel ist dies Spiel.  
Dann das Herz von Lust beflügelt  
Eilt voraus dem Glutgeschoß,  
Das, so wild und doch gezügelt,  
Sich den Ring des Ziels erschloß.<sup>54</sup>

Auch dem begeistertsten Schützen, zu dem sich der Dichter am Schützentag wendet, werden die Flügel der Begeisterung arg gestutzt, wenn er zur präzisen Beschreibung seines Geschosses gelangt, das sich den «Ring des Ziels erschloß». Einmal ernüchtert, wird er hämisch vielleicht feststellen, daß aus zeitlichen Gründen sein von Lust beflügeltes Herz ja dem «Glutgeschoß» gar nicht vorausziehen konnte, das sich den «Ring des Ziels» schon bereits erschlossen hat. Er wird also «Glutgeschoß» und «erschloß» als bloße Reimerei entlarven.

Auch wenn sich der Leser nach längerem Umgang mit Tanners Gedichten an den aussagenden Ton gewöhnt hat, fühlt er immer wieder den Dichter hinter oder neben dem Gedicht stehen. Es scheint ihm sogar keine Delikatesse in Tanners Büchlein zu sein; statt ein bißchen Sinnlichkeit im Ausdruck, immer nur bloße Sinnigkeit. Das verstimmt. Es soll aber eben nicht die Meinung sein, daß, wenn der Entdecker bei Tanners Dichtung zu kurz gekommen ist, sich darum der Kritiker schadlos halten müsse. Seminardirektor Zimmerli ist bei der Würdigung von Tanners Dichtung aber doch sehr freundschaftlich mit seinem Landsmann verfahren.

Durch einen Blick in Tanners Werkstatt anhand eines dick durchschossenen Autorexemplars der 1846er-Ausgabe wird die Mißstimmung des Lesers etwas abgeschwächt. Er sieht das naiv-ehrliche Bemühen eines Kleinmeisters und wird an die feinen Gravuren des Amslerschen

<sup>54</sup> Aus dem «Schützenlied» (15).

Kupferstichels erinnert. Wie sehr der Dichter an seinen Werklein feilte, bezeugt auch sein Freund Reithard<sup>55</sup>.

Der Biograph überläßt das abschließende Wort Tanners Zeitgenossen und weist nur noch auf die Kärglichkeit des damaligen schweizerischen Literaturbodens hin: «Unstreitig besitzt die Schweiz in Herrn Tanner einen der besten lyrischen Dichter, dessen Leistungen auch in Deutschland vielseitig anerkannt worden sind», urteilt ein Rezensent im «Eidgenossen» über die dritte Auflage der Gedichte<sup>56</sup>. Die meisten der Zeitgenossen äußerten sich ebenso lobend<sup>57</sup>. Noch sechzig Jahre nach Tanners Tod urteilt Jenny in seiner *Geschichte der schweizerischen Literatur*: «In der Reinheit der Form ist Tanner Salis ebenbürtig. Der Wohllaut seiner Sprache, die echt lyrische Kürze, die mit wenigen halbgeträumten Worten Stimmungen der Natur und der Menschenseele in klangvolle Verse bündigt – diese Eigenschaften nähern Tanner einem Eichendorff und Hölty, machen ihn aber auch zu einem Vorboten unserer großen schweizerischen Lyriker.»<sup>58</sup>

Einer dieser großen schweizerischen Lyriker, Gottfried Keller, soll das letzte Wort zu Tanners Dichtung haben: Er schreibt über die Ausgabe von 1846: «Diese neue Auflage von Tanners Gedichten wird allen unbefangenen Freunden des rein Schönen eine liebliche Erscheinung sein. Wer stärkeren Aufregungen und Kämpfen abhold ist, ein stilles, weiches Gemüt, findet hier ein wahrhaftes Blumengärtlein zum Lustwandeln oder Ruhen, mit schönster Aussicht in Abend- und Morgenrot. Tanner ist ein Meister im leichten anmutigen Liede; er wählt selten eine künstliche, schwere Form, aber immer die reinste, vollkommen abgerundete. Die Sprache ist gediegen, wohltönend, fest und doch wieder so zart und leicht, daß alle die Verse und kurzen Lieder wie silberne Bachwellen dem innern Ohr vorüberrauschen. Der Sänger dieser Lieder gehört zum kleinen Freimaurerorden der wahren Naturkenner; er vertraut fest auf den Frühling und die Sterne und auf den, welcher sie

<sup>55</sup> s. REITHARD, *Erinnerungen*, S. 18 f.

<sup>56</sup> «Eidgenosse», 20. März 1837, Nr. 23.

<sup>57</sup> Tanner sandte seine Gedichte, um nur einige Namen zu nennen, die in anderem Zusammenhang nicht vorkommen, an folgende Leute: Raget Christoffel, I, 254; Jonas Furrer, I, 242; Karl Herzog, I, 151; Robert Kälin, II, 145; Charles Monnard, I, 191, und II, 104; Eugen Neureuther, I, 259; Emmanuel Scherb, I, 190, 208, 223; Ulrich Zehnder, I, 243.

<sup>58</sup> JENNY, S. 133.

wandeln heißt. Tiefe, wahre Religiosität ist der Hauptcharakter des Büchleins; sie wird am Schlusse zum eigentlichen geistlichen Liede. Dort mögen die Verleumder und Verketzerer des aargauischen und überhaupt des antijesuitischen Radikalismus ihr eigenes Urteil lesen. Wir wünschen sehnlichst, daß Gott unserm Vaterlande recht viele solcher Kloster- und Kirchenstürmer senden möge. Männer, welche in Rat und Feld fest und unbestechlich das Böse bekämpfen, an deren häuslichem Herd aber Liebe, Milde und reine Natur zu finden ist.»<sup>59</sup>

Bevor Tanner nun ins Straßen- und Stadtbild, später ins Kulturbild des damaligen Aarau eingefügt wird, sei noch seine äußere Erscheinung, wie sie auf den Zeitgenossen wirken konnte, vorgestellt. Blanka Amsler erzählt: «Deutlich steht die äußere Erscheinung Herrn Tanners noch vor mir aus einer weit zurückliegenden Zeit: es war im Juni 1847, daß Tanner mit seiner Gattin zu Besuch in München weilte bei seinem ältesten Freunde, Professor Amsler, meinem Vater, und ein Jahr darauf, im Sommer 1848, wo letzterer in meiner Begleitung in der aargauischen Heimat weilte, und der treue Jugendfreund den schon Kranken mehrmals in Wildegg aufsuchte. Im folgenden Jahre schon raffte der Tod beide Männer hinweg.

Herr Tanner war von mittlerer Größe und von ebenmäßigem Bau. Der feingeschnittene Kopf frappte durch seine auffallend hellen blauen Augen, die strahlen konnten wie die Augen eines Kindes, aber oft auch, eigentümlich versonnen und verträumt in die Welt blickend, den Poeten verrieten. Im lebhaften Sprechen war seine Miene sehr beweglich und besonders ausdrucksvoll der Mund, Tanner war sehr kinder- und menschenfreundlich, wie überhaupt sein Wesen voll Gemüt, ja zuweilen fast zu weich war. Im Verkehr mit Frauen und jungen Mädchen sah ich ihn immer von herzlicher Freundlichkeit, ja er bezeugte den

<sup>59</sup> NZZ, 7. Sept. 1846, Nr. 250; daß Gottfried Keller diese Rezension geschrieben hat, erhellt aus einem Brief Eßlingers an Tanner, 7. Sept. 1846; I, 245; s. darüber die Beweisführung Zimmerlis, S. LXXV, Anm. 1. Keller mag Tanner auf seiner Reise nach Heidelberg begegnet sein, als er in Aarau bei Dössekel, dem Freunde beider Männer, einkehrte. Von Heidelberg aus trägt er Dössekel einen Gruß an «den Tanner» auf, Keller an Dössekel, 8. Febr. 1849; n. ZIMMERLI, S. LXXVI. Im übrigen kam Keller oft mit seinem Namensvetter Augustin Keller in der Zürcher «Meise» zusammen. Und Ludwig Adolf Follen, dessen «Harfengrüßen» Tanner einige Gedichte anvertraute, war auch Keller bei der ersten Gedichtausgabe behilflich; s. JAKOB BAECHTOLD, *Gottfried Kellers Leben*, kleine Ausgabe ohne die Briefe und Tagebücher des Dichters, 3. Aufl., Stuttgart/Berlin 1913, S. 60 f.

Damen eine Art ritterliche Verehrung, wie sie heutzutage als ‚mittelalterlich‘ bezeichnet und belächelt würde ...»<sup>60</sup>

Die folgende kleine Studie entstand gleich im Anschluß an den Münchner Aufenthalt Tanners, als er im Spätsommer 1847 auf seiner Heimreise in Zürich eine kurze Station machte und seinen Freund Reithard zu sich in den Gasthof beschied, welcher berichtet: «Unser Stelldichein fiel auf einen Sonntag nach dem Morgengottesdienste. Als Tanner in seinem leinenen Reisekleide in den komfortablen Spiegelsaal trat, beachteten die anwesenden Gäste die schlichte, naive Erscheinung bloß, um ihr stillschweigend die Frage zu stellen: Wie kommst du herein und hast kein sonntäglich Kleid an? Tanner nahm hievon nicht die mindeste Notiz, schüttelte mir in heiterer Freude die Hand und lud mich sogleich ein, mit ihm auf sein Zimmer zu kommen.»<sup>61</sup>

Den Nimbus des Unsonntäglichen, Ungeschliffenen mußte sich Tanner wohl zeitlebens von seinen Landsleuten gefallen lassen, besonders von denen natürlich, die sich nicht näher mit ihm beschäftigen wollten. Sein Freund Ernst Münch berichtet, daß die Aarauer überhaupt längere Zeit nicht recht klug aus ihm geworden seien, «denn er war durch und durch originell und barock in Empfindungen, Ansichten, Sitten und Manieren. Wenn er sie durch nichts zu ärgern wußte, so tat er es durch einen ungeheuren großen Hund, dem er allerlei scherzhafte Benennungen gab und löbliche Eigenschaften zuschrieb. In Gesellschaften und Konferenzen begleitete unseren Freund, der mit zurückgescheitelten straffen Haaren, ernst wie ein Philosoph des Mittelalters einherging, diese gelehrte Bestie ununterbrochen und parodierte nicht selten, den Kopf zwischen die ordentlichen Mitglieder hineinsteckend, und gleichsam neugierig das Resultat erharrend, die Sitzung und die Sitzenden ... Rats- und geistliche Herren wendeten sich oft mit Entsetzen von seinen Gesprächen ab und beseufzten die tiefe Verblendung der jungen Generation; oder sie schüttelten das ehrwürdige Haupt ob den seltenen Redensarten in halb Alt-, halb Schweizerdeutsch und priesen die nüchterne Klarheit des alten einverbriefften Aarauer-Verstandes.»<sup>62</sup>

Auf der Straße konnten sich damals die junge Hochschulgeneration, jugendlich keck, im breitkragigen Burschenrock, Tanner ihr Exponent, und die letzte Perücke, der letzte Zopf, d.h. der Regierungsrat Peter

<sup>60</sup> n. ZIMMERLI, S. LXXI.

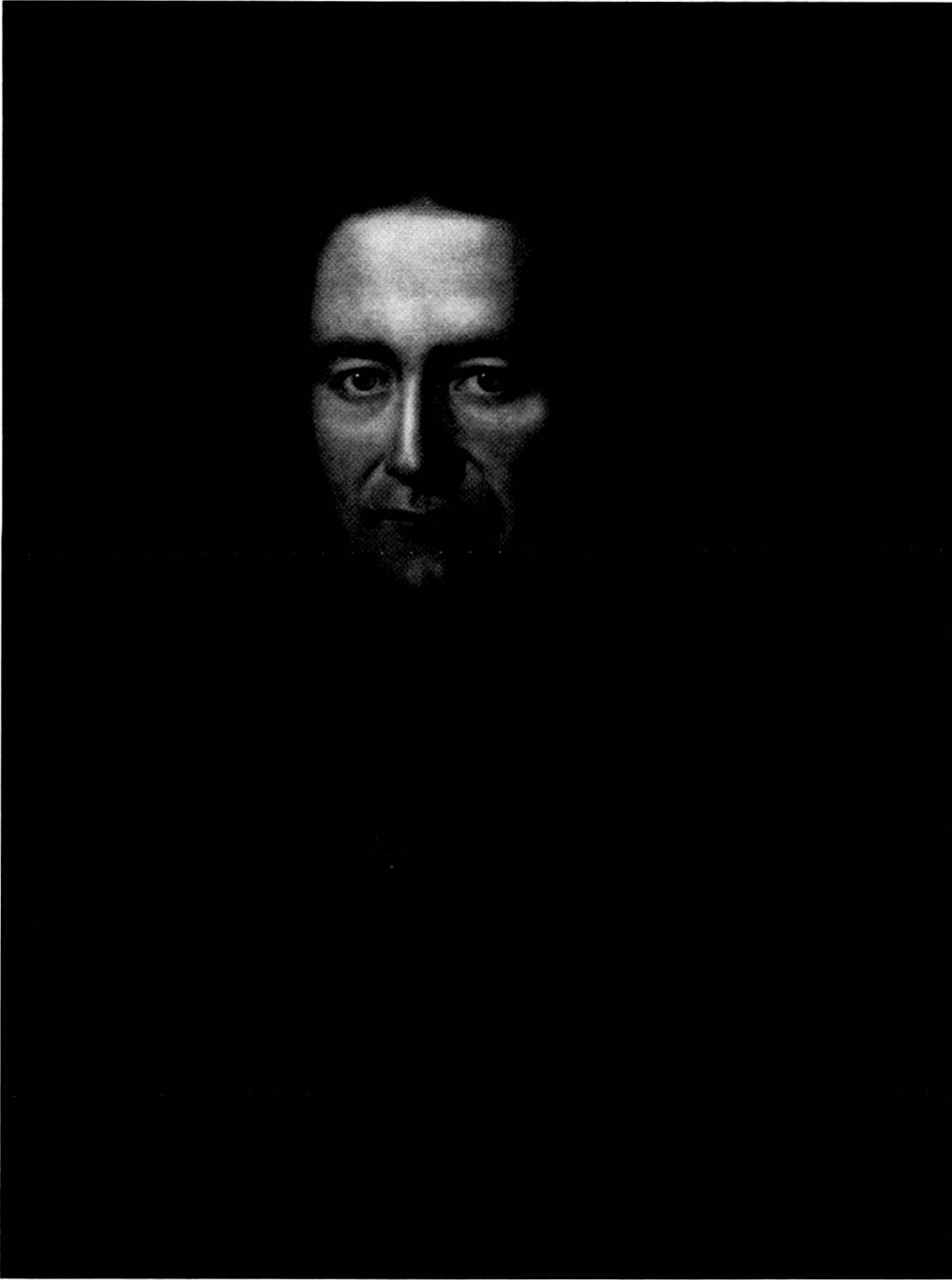
<sup>61</sup> REITHARD, *Erinnerungen*, S. 18.

<sup>62</sup> MÜNCH, *Erinnerungen*, S. 441 f.



Karl Rudolf Tanner  
24. Juni 1794 bis 8. Juli 1849  
nach einem Ölbild von Konrad Hitz  
aus dem Jahre 1845  
(n. Zimmerli)





Karl Rudolf Tanner  
24. Juni 1794 bis 8. Juli 1849  
nach einem Ölbild von Johann Lüthy  
aus dem Jahre 1829  
(n. Zimmerli)





Suter von Zofingen, begegnen<sup>63</sup>. Noch vier Jahre nach seinem Amtsantritt als Präsident des Obergerichts wandte sich Tanner im Großen Rat gegen einzelne Oberrichter, die, noch immer mit Degen und Dreispitz geziert, zum Gericht erschienen<sup>64</sup>.

Er mochte sich dabei an den großen Mirabeau erinnern, der mit seiner ersten Kraftrede vor der Nationalversammlung die feierliche Abschaffung der ständischen Kleidung und die Geburt des «demokratischen Anzugs» verursacht hatte.

Die Hauptfiguren im hauptstädtischen Kräftefeld residierten aber außerhalb der Stadt. Bei Bürgermeister Herzog ging die politische Prominenz ein und aus, die fremden Gesandten wie die Gnädigen Herren aus den Kantonen. Herzog war der weltmännisch gewandte Diplomat. In seinem Hause waren Vorsicht und Konzilianz daheim. Er war Fabrikherr. Auf seinem ausgedehnten Landgut, von den Städtern das «Herzogtum» genannt, lag seine Baumwollspinnerei. Daneben war Herzog Landwirt und ein leidenschaftlicher Jäger in seinem weiten Revier. Nicht ohne Stolz konnte er auch auf seine selbst erarbeitete Bildung gegenüber der «eingefuchsten» der jungen Herrn von der Hochschule verweisen.

Die geistige Residenz aber lag doch woanders. Um sie zu erreichen, mußte man über die alte Holzbrücke an den Jurafuß, den Küttigerweg hinauf zur Blumenhalde Heinrich Zschokkes. Diesen Weg nahm Tanner fast jeden Tag unter die Füße<sup>65</sup>. Zschokke hatte sich nach seinen eigenen Intentionen ein Landhaus mit dem Gepräge einer italienischen Villa bauen lassen. Das Gebäude mit dem dreieckigen klassischen Giebel, flankiert von den zurückversetzten flachgedeckten Seitenstücken, thronte wie ein Musentempel landesväterlich über der Stadt. Hier hatten die Dichter und Maler Eingang, die Gelehrten, aber auch politische Persönlichkeiten wie Dr. Robert Steiger von Luzern, Dufour u. a.

Wenn über der Haustür Herzogs imaginär die Worte Macht und Besitz stehen konnten, dann bei Zschokke Kultur und Geist. Hier muß eine kurze Begriffsbestimmung der Kultur vor und nach 1830 einge-

<sup>63</sup> vgl. MENZEL, *Denkwürdigkeiten*, S.150; dazu HANS KAESLIN, Wolfgang Menzels Erinnerungen an Aarau und die Schweiz, in *Aarauer Neujahrsblätter 1943*, S. 18–30; und HANS KAESLIN, *Vor 100 Jahren, Zeitbild aus dem Ende der Restaurationsperiode*, Aarau 1931.

<sup>64</sup> Verh., 3. Nov. 1837, S. 1310.

<sup>65</sup> s. GENTHE, S. 81 f., und ZSCHOKKE, *Selbstschau*, S. 317.

schaltet werden. In einer Zeit, da der Staat noch keineswegs seine kulturpolitische Funktion begriff, war das Kulturelle ganz der privaten Initiative anheimgestellt.

Die drei Potenzen Jacob Burckhardts: Staat, Religion und Kultur hatten noch ihre volle Gültigkeit. Kultur aber war für Burckhardt «der Inbegriff alles dessen, was zur Förderung des materiellen und als Ausdruck des geistig-sittlichen Lebens spontan zustande gekommen ist, alle Geselligkeit, alle Techniken, Künste, Dichtungen und Wissenschaften.»<sup>66</sup> Kultur also im weitesten Sinne auch die blosse Zivilisation und die Wohlfahrt mitbegreifend. Diese Kultur war spontan gegenüber einem Staat mit seinen Kategorien der bloßen Macht und Ordnung. Von einer so begriffenen Kultur reden heißt nun im aargauischen Staat vor 1830 von Zschokkes Wirken reden.

Zschokkes «Gesellschaft für vaterländische Kultur» (KG) hatte nach ihrer eigenen Definition zum Zweck die «Beförderung alles dessen, was zur genauen Kenntnis der Geschichte der Natur- und der Staatskräfte sowie zur Erhebung der Wissenschaft, der Kunst und des Wohlstandes im Vaterland führt, sofern dies in der Macht von Privatmännern liegt. Ausgeschlossen ist ausdrücklich alles, was Aufgabe der öffentlichen Behörden ist.»<sup>67</sup> Bei der Gründung der Gesellschaft im Jahre 1810 ist mit der Abgrenzung der spontanen Privatinitiative gegenüber den Machtbefugnissen des Staates der Antagonismus zwischen Kultur und Staat also noch klar herausgestellt.

Der aargauische Staat aber, der dann von eben diesen «Kulturmännern» im Jahre 1830 als «Kulturstaat» geschaffen wurde, «machte» dann selber Kultur. Die Privatinitiative war in Konflikt geraten mit dem Machtapparat, sobald sie begonnen hatte, in Erziehung und Bildung hineinzuwirken. Nach der Machtübernahme durch die Kulturmänner mußte ihr Staat notwendigerweise ein Gefälle zum Allumfassenden, Totalitären erhalten. Dies um so mehr, als der Kulturkanton auch vor der Potenz der Religion nicht Halt machte und in rigoroser Art und Weise die moralisch-sittlichen Funktionen übernahm.

Die kritische Gegenseite, der konservative Jacob Burckhardt, sagt dazu: «Es ist eine Ausartung und philosophisch-bürokratische Überhebung, wenn der Staat direkt das Sittliche verwirklichen will, was nur

<sup>66</sup> n. SCHMID, *Von den Schwierigkeiten des modernen Staates mit der Kunst*.

<sup>67</sup> ROLF ZSCHOKKE, *Die Historische Gesellschaft des Kantons Aargau 1859–1959*, in *Argovia* 71 (1959) 218 f.

die Gesellschaft kann und darf.»<sup>68</sup> Erziehung und Bildung aber wollte man fördern, als man eingesehen hatte, daß mit bloßer Wohltätigkeit allein nicht geholfen war, daß man die Ursachen der Not, nicht die Wirkung bekämpfen mußte. Gerade Zschokke sah nun die Ursache der 1830er-«Revolution» im Aargau im wachsenden Widerspruch der Staatseinrichtungen mit den Bedürfnissen der Staatsbewohner, im Zwiespalt der Gesetzgebung mit der Volkserziehung und -bildung. Die Gesetze hatten, nach Zschokke, dem Fortschritt der Volksbildung und dem Anwachsen des Volkswohlstandes nicht Rechnung getragen. Sie waren tyrannisch geworden<sup>69</sup>.

Vor der kulturpolitischen Wachablösung mußte eine Kulturgesellschaft aber erst geschaffen, zumindest die alte erneuert werden. Die Französische Revolution hatte die Korporationen – Kirche und Stände – zerschlagen. Das war ihre eigentliche und folgenschwerste Tat gewesen. Damit war das Individuum allein auf sich gestellt, und der Staat war nun nicht mehr von der Korporation, sondern vom Individuum her zu «konstruieren». Der einzelne hatte Persönlichkeit, Gesinnung erlangt, sollte sie fortan zumindest erlangen<sup>70</sup>.

Die alten «Schichten» mußten nach dieser Idee regeneriert werden. Dies mußte und konnte in aller Freiheit geschehen. Öffentlichkeit und Ungebundenheit waren nicht nur Schlagworte. Die neue soziale Gliederung, wenigstens der gebildeten Leute, gründete auf Neigung, freier Wahl. Wählen aber konnte nur das sich selbst bewußte Individuum. Und dieses neigte zur Exklusivität. Das Recht auf Bildung und Besitz, das man auch der ungebildeten, besitzlosen Masse zusprach, war ein Wechsel auf lange Sicht<sup>71</sup>. Die Elite eilte nicht, ihn einzulösen. Sollte jeder für sich selbst sehen. Auch die Gemeinnützigkeit der «Altliberalen» im Aargau, der sogenannten Aarauerpartei, war möglichst zweckmäßig verteiltes Almosen, nicht wahrhaftes Gemeinschaftsgefühl und innere Verbundenheit<sup>72</sup>. Es war den späteren Generationen überbunden, hier mehr zu leisten.

Grundsätzlich also konnte nun die Aarauerpartei am Anfang gegen Zschokkes Kulturarbeit nichts einwenden. Herzog und Zschokke waren

<sup>68</sup> n. SCHMID, *Von den Schwierigkeiten des modernen Staates mit der Kunst*.

<sup>69</sup> n. SCHAFFROTH, S. 125 f.

<sup>70</sup> FELLER, S. 435.

<sup>71</sup> JÖRIN, *Argovia* 50 (1939) 36.

<sup>72</sup> Ebenda.

lange Zeit Freunde, was sich stark und segensreich auf die neue Garde auswirkte, die sich drüben oder unten in der Stadt zu regen begann. Herzog war z. B. sehr besorgt um einen Freund Tanners, Adolf Ludwig Follen. Er sorgte sogar für dessen Einbürgerung in seinem eigenen Dorf Effingen. Follen war wie so mancher Burschenschafter nach den Karlsbader Beschlüssen in die Schweiz geflohen. Der aargauische Freistaat insbesondere galt als Zentrum einer europäischen Verschwörung, vor allem seit Görres<sup>73</sup> von Aarau aus in seiner Schrift *Europa und die Revolution* die Umwälzung über den ganzen Kontinent prophezeit hatte.

Die Schweiz geriet in der Asylrechtsfrage in ernsthafte Schwierigkeiten. Viele Kantone wiesen «aus Furcht und Apathie»<sup>74</sup> manche Emigranten aus dem Lande oder veranlaßten sie zur Auswanderung nach Amerika. Als Preussen, von Bern unterstützt, im Januar 1824 auch die Hand nach dem aargauischen Kantonsschullehrer Follen ausstreckte, setzte sich der Bürgermeister Herzog persönlich für diesen ein. Schließlich erklärte sich dann Follen auf Drängen der Regierung dazu bereit, freiwillig vor das preussische Gericht zu treten. Die Sache versandete aber. Doch an Herzog und der aargauischen Regierung blieb der Makel hängen, gegen das Ausland eine diplomatische Niederlage erlitten zu haben.

Herzog sah in Follen nur den tüchtigen Lehrer für seine Kantonschule. (Weitere deutsche Flüchtlinge an der Schule waren Oehler, Steingäß und Menzel. Für einige Zeit dozierte auch der berühmte Nationalökonom List am Lehrverein. Es ist anzunehmen, daß Tanner mit allen diesen Männern in Kontakt geriet.) Vor dem Revolutionsbazillus fürchtete sich Herzog nicht. Er würde im nüchternen republikanischen Klima schon eingekapselt und neutralisiert werden.

So ist es weiter nicht verwunderlich, daß in den Listen staatsgefährlicher Personen, die durch die Kabinette der Heiligen Allianz zirkulierten, neben Tanner auch Herzog und der aargauische «Militärdirektor», Oberst von Schmiel, figurieren. Tanner ist erwähnt in den preussischen «Acta betr. die Maßregeln gegen die geheimen und staatsgefährlichen Verbindungen in der Schweiz».<sup>75</sup> Herzog und Schmiel finden sich in den

<sup>73</sup> s. GEORG BONER, Zum Schweizer Aufenthalt von Josef Görres 1820/21, in *Argovia* 51 (1940).

<sup>74</sup> HALDER, S. 340.

<sup>75</sup> Königliches Staatsarchiv Berlin, Rep. 77, XX, 3 Bde.; n. ZIMMERLI, S. LXXXI; Zimmerli benutzte diese Unterlagen auf dem Staatsarchiv in Aarau.

Abschriften aus dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien im Bundesarchiv.

Nach Tanners Name habe ich hier vergeblich gesucht, obwohl er mit den italienischen Carbonari in der Schweiz, desgleichen mit dem Spitzel Johannes Wit, genannt von Dörring, in Berührung geriet. Dieser berichtet in den *Fragmenten aus meinem Leben und meiner Zeit*<sup>76</sup> von einem gewissen de Prati, mit dem er hätte nach Italien reisen müssen. Die «Unbedingten», d.h. die radikalen Deutschen in der Schweiz unter Karl Follen und Karl Snell, hätten ihn von Paris entfernen wollen, um ihn in Italien besser kontrollieren zu können, weil er gegen die Machenschaften der «Unbedingten» opponiert habe. Aber er sei nicht nach Italien gegangen, da er mit Sicherheit habe damit rechnen müssen, daß de Prati ihn umgebracht haben würde.

In Tanners Nachlaß existiert ein Brief Joachim de Pratis, aus London an ihn und Pfarrer Vock gerichtet<sup>77</sup>. De Prati meldet, er strebe trotz allem nach seinem Ziel (wohl nach der italienischen Einigung). Wit berichtet weiter von einem gewissen Parrot, der unter dem Pseudonym Müller allerlei Spitzbübereien verübt habe; z.B. habe er ihn, Wit, bestohlen und zwei hohe Standeshäupter denunziert und als revolutionär verschrien (wahrscheinlich sind Herzog und Schmiel durch diesen Parrot auf die schwarze Liste geraten). Endlich habe ihm dann Dr. Tanner in Aarau auf seinen Antrag hin das Handwerk gelegt, indem er die Sache hinter die kantonale Polizeidirektion gesteckt habe. Dann sei das Signalement Parrots im Kantonsblatt erschienen<sup>78</sup>.

Unter den Vereinigungen, die durch Männerfreundschaft im Zeichen der Neuformierung der Gesellschaft gebildet wurden und von denen nun als von weiteren Kreisen heimatlicher Geborgenheit die Rede sein soll, ist zuerst Zschokkes KG zu nennen. In ihr herrschte, gleich wie in der «Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft» (SGG), die ebenfalls im Jahre 1810 gegründet wurde, die weite Gemütsstimmung der Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Zschokke verschmähte es nicht, in seinem philanthropisch-eudämonistischen Streben auch den entlegensten und nüchternsten Seiten seines Wirkens eine religiöse Weihe zu geben. Philanthropie war ihm Verpflichtung des Christenmenschen. Es war im

<sup>76</sup> WIT, S. 270 f.

<sup>77</sup> De Prati an Tanner, 108 Park Street Comden Town, 21 July 1835; I, 91.

<sup>78</sup> WIT, S. 271 f.



gleichen Sinn, wenn er sich über Haus- und Landwirtschaft und über Religion verbreitete.<sup>79</sup>

Die KG erhielt mit der Zeit Tochtergesellschaften in den Bezirken. Die Aarauer Sektion (KGA) an der Spitze war in fünf Klassen eingeteilt. Jede hatte ein eigenes Arbeitsfeld und war darin und in der Mitglie-derwerbung selbständig. Als er gerade Präsident der staatswissenschaftlichen Klasse war, bewog Zschokke seinen besonderen Schützling Tanner kurze Zeit nach dessen Niederlassung in Aarau zum Beitritt in diese Abteilung<sup>80</sup>.

Tanner sah in Zschokkes Institutionen mehr Geselligkeit unter Ge-sinnungsgenossen als wissenschaftliche Kleinarbeit. Das Wort «Gesell-schaft» im Firmenschild dieser Vereinigungen hatte damals eben einen ganz besonderen Klang. So war Tanner viel eher an einer Tafel beim Ausbringen eines Toastes zu hören, als bei einem breiten sachlichen Vortrag. Auch später sah der Herr Schul- und Kirchenrat in seinen «Ämtli» mehr die Ehrung als das Arbeitsprogramm. Dies nun nicht bloß aus Trägheit oder aus einem allgemeinen Viel- und Überbeschäftigt-sein heraus, sondern geselliger Tradition folgend.

Kurze Zeit nach seinem Eintritt arbeitete er in der historischen Klasse mit. Er übernahm die Korrektur und Erklärung unverständlich gewordener Wörter und Ausdrücke in der Chronik Schodolers. Die Ge-sellschaft hatte nämlich beschlossen, diese zu edieren<sup>81</sup>. Tanner arbeitete mit dem dritten Band von Schodolers Chronik, der aus der Hand des Zuger Seckelmeisters Kolin in den Besitz des Generals Zurlauben ge-langt war und dann zur Zeit der Helvetik vom Stande Aargau übernom-men wurde und den Grundstock der Kantonsbibliothek bildete.

«Dieser dritte Band», schreibt Stettler, «erzählt den Mühlhauser-krieg von 1468 und den Burgunderkrieg in wörtlicher Übereinstimmung mit der amtlichen Berner Chronik Diebold Schillings von 1483 (Stadt-bibliothek Bern). Einige Stücke, die nur für Berns Geschichte Bedeu-tung haben, sind weggelassen, dafür ein paar Zeilen über Bremgartens Teilnahme am Burgunderkrieg eingefügt: Schodolers Vater hatte das Bremgartner Fähnlein nach Grandson getragen. Die Chronik wird fort-geführt bis zum Jahre 1525; die Ereignisse aus dem Schwabenkrieg sind, wenn auch nicht im Wortlaut, nach Etterlin. Erst mit der Darstellung

<sup>79</sup> vgl. ERMATINGER, S. 955.

<sup>80</sup> Akten KGA, Mappe 2; Beitritt Tanners am 18. Dez. 1820.

<sup>81</sup> Akten KGA, Mappe 3, 12. Febr. 1821, S. 21 f.

der letzten beiden Jahrzehnte wird Schodoler selbständig, so in der Beschreibung der Schlacht von Marignano, dem ‚Glanzstück von Schodolers Chronik‘ ... Die Chronik ist nicht zum Abschluß gelangt. Sie endet mit einer Überschrift ‚das der künig von Frankrich vor Baffy gefangen ward unnd aber schändlich verlort‘. Als Ganzes stellt die Arbeit Schodolers eine Kopie der Berner Chronik Justinger-Tschachtlan-Schilling dar, vermehrt um einige Stücke aus andern Werken und solchen von Schodoler selbst.»<sup>82</sup>

Ein andermal berichtet der Präsident der historischen Klasse, Vock, wie folgt über die Verhandlungen seiner Sektion: In der letzten Sitzung seien zwei Aufsätze vorgelesen worden, der eine über die Gesetzgebung Lykurgs von Professor Oehler, der andere über die Femgerichte von Professor Münch. Im Gegensatz zu der in einem früheren Aufsatz von Tanner aufgestellten These, daß nämlich jene Femgerichte ein Ausfluß der christlichen Obödienz gewesen seien, habe nun Professor Münch in seinem Aufsatz bewiesen, daß diese Gerichte keineswegs eine von der Geistlichkeit ausgegangene Verbindung gegen das kaiserliche Ansehen seien, sondern vielmehr eine von den Kaisern selbst gegen das um sich greifende Unwesen des Faustrechts gerichtete Reaktion<sup>83</sup>.

Im gleichen Jahr (1821) werden die Kupferstiche Amslers mit den Szenen aus den Nibelungen angekauft. Tanner soll auf der nächsten Generalversammlung in Schinznach (25. September 1821) einen Vortrag über diese Darstellungen halten und auch das Nibelungenlied im ganzen etwas erläutern<sup>84</sup>. Ob dieser Vortrag gehalten wurde, läßt sich anhand des Protokolls der Generalversammlung nicht ermitteln.

Als die historische und staatswissenschaftliche Klasse später (1827) in der historisch-statistischen Klasse fusionierten, trat Tanner in die naturforschende oder naturhistorische Klasse über. Sie wurde gerade von Zschokke präsiert<sup>85</sup>. In dieser Zeit befaßte sich Tanner auch mit der Landwirtschaft, wie das Kontobuch bei Sauerländer beweisen mag<sup>86</sup>. Nach der Notiz über Tanners Eintritt in die «Naturforschende» findet

<sup>82</sup> MICHAEL STETTLER, *Schodoler*, Bilder aus seiner Chronik, Aarau 1943, S. IX f.

<sup>83</sup> Akten KGA, Mappe 3, 12. März 1821, S. 26.

<sup>84</sup> Akten KGA, Mappe 3, 12. März 1821, S. 57.

<sup>85</sup> Akten KGA, Mappe 3, 15. Okt. 1827, S. 102.

<sup>86</sup> KARL GOTTLÖB ANTON: *Geschichte der teutschen Landwirtschaft bis zu Ende des 15. Jahrhunderts*, 3 Bde. mit Kupfern, Görlitz 1799–1802; JOHANN CLAUDE LOUDON, *Enzyklopädie der Landwirtschaft*, aus dem Englischen, 2 Bde., Weimar 1827–33.



sich – außer für den Lehrverein – nichts mehr über ihn in Akten und Protokollen. Einzig auf einer Mitgliederliste ohne Datum ist er noch als Obergerichtspräsident aufgeführt, d.h., daß er der KG nach 1833 noch angehörte<sup>87</sup>. Sein Sohn war später Aktuar der Vereinigung.

Nachzuholen ist noch Tanners Tätigkeit im «Hilfsverein für die Griechen»: Er hatte als «Fremdenempfänger» die Griechenlandfahrer zu begrüßen, ihre von andern Hilfsgesellschaften ausgestellten Empfehlungen zu prüfen und sie, übereinstimmend mit dem Kassier, weiter zu unterstützen und zu befördern<sup>88</sup>. 1833 wirkte Tanner auch im Polenkomitee als Rechnungsführer mit<sup>89</sup>.

Für eine andere Sektion von Zschokkes KG hatte Tanner ganz besonderes Interesse: für den sogenannten bürgerlichen Lehrverein (LV). Er war bestimmt für junge Leute aus allen Kantonsteilen, die, ohne Anspruch auf große Gelehrsamkeit, doch mit Würde einmal eine Staatsstelle bekleiden wollten<sup>90</sup>. Neben einer ergänzenden Berufsbildung erstrebte man vor allem die staatsbürgerliche Bildung der kommenden Generation, darum: «bürgerlicher Lehrverein».

In der ersten Periode des LV (1819–1823), unter Zschokke, herrschten im Lehrplan zwar die Realien noch vor: Bergbau, Forstwissenschaft, Chemie, Mineralogie, Physik. Später versuchte der ehrgeizige Troxler, die Schüler auf die Universität vorzubereiten. Er bekämpfte die Einseitigkeit in den Gymnasien. Für ihn stand nicht die Nützlichkeit für den künftigen Beruf, sondern die Einsicht im Vordergrund, daß die Lehrgegenstände nur Bildungs- und Übungsmittel der Seelenkräfte seien. Vor allem die Muttersprache und die Philosophie erhielten dadurch größere Bedeutung<sup>91</sup>.

Das Anthropologische, allseitig Menschenbildende war Troxler seit je ein Anliegen. Unter seiner Führung öffnete sich der LV auch den Jünglingen aus den andern Kantonen. Die Schule nannte sich nun «Lehrverein für eidgenössische Jünglinge», und der Unterricht wurde

<sup>87</sup> Akten KGA, Mappe 12.

<sup>88</sup> vgl. EMIL ROTHPLETZ, *Zur Geschichte des Philhellenismus im 19. Jahrhundert*. Die Griechenbewegung in der Schweiz während des hellenischen Freiheitskampfes 1821 bis 1830, Affoltern a. A. 1948, S. 38; in den *Schweizerischen Jahrbüchern*, von Sauerländer 1823 herausgegeben, findet sich auch ein poetischer Beitrag Tanners an die Griechen.

<sup>89</sup> n. einem Brief von Karl Deggeller an Tanner, 23. Febr. 1833; II, 59.

<sup>90</sup> vgl. DRACK, S. 25.

<sup>91</sup> ders., S. 56.

nun während des ganzen Jahres – vorher nur während des Winters – abgehalten. Troxler geriet aber bald in Konflikt mit der staatlichen Institution, der Kantonsschule Rauchensteins.

Unter Zschokke hatte noch Eintracht geherrscht und hatten manche Kantonsschullehrer auch am Lehrverein gewirkt, z. B. Bronner, Menzel und Johann Rudolf Meyer. Zschokke hatte gute Beziehungen zur Regierung unterhalten. Vier Regierungsräte von insgesamt fünfzehn machten sich sogar um den LV verdient, so Herzog, Heinrich Nepomuk Weber, Albrecht Rengger und Johann Nepomuk von Schmiel. Die Regierung stellte dann die Schule Troxlers unter die Oberaufsicht des Kantonsschulrates.

Tanner unterrichtete – unentgeltlich wie alle seine Kollegen – in der ersten Periode Naturrecht, als Grundlage aller Rechtskenntnis gedacht<sup>92</sup>. Auch in der zweiten Periode unter Troxler «dozierte» er als Lehrer der Geisteswissenschaften Naturrecht, Staatswissenschaft und Deutsche Sprache.

Winterhalbjahr 1828/29:	Mittwoch 11–12	Einleitung in die
	Samstag 11–12	Rechtswissenschaft
Sommerhalbjahr 1829:	Mittwoch 11–12	Enzyklopädie der
	Samstag 11–12	Rechtswissenschaft <sup>93</sup>

Im Winter 1823/24 beherbergte er auch einen LV-Schüler (Samuel Mauch von Teufenthal, später Notar und Gemeindeammann in Unterkulm). Für die auswärtigen Zöglinge beschaffte die Direktion des LV nämlich Kost- und Logisplätze, «bei moralisch guten Leuten» (wie es im Protokoll heißt)<sup>94</sup>.

Wie im Aargau Gemeinnützigkeit und Kulturarbeit auf Kinder- und Volkserziehung übergriff, zeigte sich auch an den Tagungen der KG in Schinznach. Von 1819 an wurde die Jugend, meist die Söhne der Mitglieder, zu diesen Ehrentagen beigezogen. Dieser Brauch erinnert an die jungen Römer auf dem Forum. Er war auch ganz in dem Sinne gehalten, daß nämlich der Jüngling schon im Vaterhaus an sein Vaterland denke. Dieses habe, so sagt Zschokke einmal zu den Jungen, ihnen alles gegeben, was sie genössen: die Eltern, Schulen, Täler, Höhen, die Fruchtbarkeit

<sup>92</sup> Bericht KGA, 1820/21.

<sup>93</sup> n. Akten LV.

<sup>94</sup> Akten KGA, Mappe 2, 30. Aug. 1819, S. 37.

des Bodens, allen Wohlstand, alle Glückseligkeit. Deshalb sollten sie später dafür auch alles geben, auch die letzte Kraft. Sie sollten an der Väter Beispiel lernen, wie sie sich untereinander befreunden sollten für Aargaus Wohl. Und später, wenn sie auf deren Stühlen säßen, dann sollten sie nicht gleich wie die Väter sein, das sei zuwenig, sie sollten sie übertreffen<sup>95</sup>.

Nicht von ungefähr hatte man gerade Schinznach zum Versammlungsort der KG gewählt: Es war der Tagungsplatz der «Helvetischen Gesellschaft» (HG), die eben jetzt, um 1819, wieder zu regerem Leben erwachte. Tanner wurde 1821 in Schinznach in die HG aufgenommen. Überhaupt begannen sich in den zwanziger Jahren die lokalen und kantonalen Männervereinigungen auf der größeren eidgenössischen Ebene zusammenzuschließen.

Kein Wunder, daß gerade Aarau die Stadt der eidgenössischen Schützen, Turner und Sängers wurde. 1824 war hier das erste eidgenössische Schützenfest, an dem Tanner für die Verzierung des Festplatzes und das Quartier der Schützen verantwortlich war<sup>96</sup>. Das erste «Eidgenössische» nach der Neuschaffung des Bundes fand wiederum in Aarau statt. 1832 wurde das erste eidgenössische Turnfest, 1842 die Gründung des eidgenössischen Sängervereins in Aarau durchgeführt.

Am eidgenössischen Freischießen in Luzern wurde Tanner, Redner der Aargauer, als Mitstifter des Schweizerischen Schützenbundes begrüßt. 1842, in Chur, übergab er die aargauische Schützenfahne mit folgenden Worten: «Wir kommen zu Euch, um unsere Kantonalflagge geschart, wir Schützen und Eidgenossen aus dem Aargau, ungeteilt durch die Bekenntnisse; vielmehr durch die Verschiedenheit und Besonderung derselben zur Einheit und zu höherem Christentum geführt. Wie könnten wir fehlen, wo die eidgenössische Fahne winkt! Seht unsere Fahne an: ist sie nicht selbst schon das eidgenössische Kreuz? Seht, der Kanton und der Kantonsinn ist an derselben zur bloßen Binde zusammengeschrunpft! Denn wir gehen mit unserm Leben im eidgenössischen Leben auf, es allein ist unser Leben; unser Kantonalleben – wir

<sup>95</sup> RUDOLF WERNLY, *Geschichte der Aargauischen Gemeinnützigen Gesellschaft (Gesellschaft für vaterländische Kultur) und ihrer Bezirkszweige 1811–1911*, Aarau 1912, S. 35.

<sup>96</sup> n. M. AUGUST FEIERABEND, *Geschichte der eidgenössischen Schützenfeste von Gründung derselben im Juni 1824 in Aarau bis und mit der Jubelfeier im Juli 1874 in St. Gallen, nebst geschichtlicher Einleitung über das eidgenössische Schützenwesen früherer Jahrhunderte*, Aarau 1875, S. 32 und 65, Anm. 6.

leben zwar ein solches – hat nur seine Bedeutung als ein Leben für das Ganze. Da wir keine besondere Geschichte haben, unsere Geschichte vielmehr in der allgemeinen Schweizergeschichte aufgeht, so ist uns durch die Vorsehung die Aufgabe erteilt, Schweizer und nichts als Schweizer zu sein. Die Eidgenossen erscheinen uns nicht nur als Verbündete sondern als Mitbürger; denn nach unserer Verfassung ist jeder angesessene Eidgenosse in den Urversammlungen zugleich mit uns stimmberechtigt; an jedem Ort, hier wie anderwärts, wo wir mit Eidgenossen zusammenkamen, hatten wir das Glück, in ihnen Volksgenossen zu erblicken. So lieben wir auch Euch, ihr Bündner in wahrer Treue und aus voller Seele als solche! Nehmt uns auch deshalb als Verbündete von Volksgenossen an und laßt uns Euch auf immer empfohlen sein! Seid herzlich und innig begrüßt.»<sup>97</sup>

In der Schützenzeitung des «Eidgenössischen» von Glarus findet sich unter den «Namen, deren Goldklang ganz Helvetien kennt, Namen, die allein schon besser als alle Reden klingen», auch Tanner<sup>98</sup>.

Auch im gemeinnützigen Eifer fand man sich allmählich im größeren Verband zusammen. 1828 stellte die KG die Verbindung mit der zweckverwandten Gesellschaft im Knonauer Amt her<sup>99</sup>. Von einer direkten Verbindung zur sGG wollte man 1827 allerdings noch absehen. Den indirekten Kontakt über die KG-Mitglieder, die auch in der sGG saßen, erachtete man als hinreichend. Erst 1835 wurde die aargauische Filiale der sGG geschaffen. Etwa zwanzig Aargauer hatten dem Dachverband bis dahin angehört; neben Zschokke und Vock auch Tanner. Sein Eintritt anlässlich der Versammlung in Zürich (16./17. September 1828) fiel in die Zeit, in der die Reformen in Volksschulunterricht, Lehrerbildung, Armenwesen, Landwirtschaft und Gewerbe soweit ausgereift waren, daß sie vom neuen Staat übernommen und weitergeführt werden konnten.

Von 1830 bis 1835 war die sGG mehr zur Detailarbeit verurteilt. Die allgemeine Stimmung ging auf Politik. Dies zeigte sich bei der HG, noch deutlicher, ohne daß sich aber die beiden Schwestern feindlich gegenübergestanden hätten. Zum Teil saßen die gleichen Männer in beiden Organisationen. Tanner konnte hier viele Bekanntschaften, die für ihn

<sup>97</sup> *Bulletin des Eidgenössischen Freischießens in Chur*, 14. Juli 1842, Nr. 5.

<sup>98</sup> *Eidgenössische Schützenzeitung*, 18. Juli 1847, Nr. 3; ZBZ.

<sup>99</sup> Akten KG, Mappe 3, 7. Jan. 1828, S. 127; über die Knonauer Gesellschaft s. SB, 10. Jan. 1828, Nr. 2.

später einige Bedeutung in der größeren Politik erhalten sollten, neu anknüpfen oder vertiefen. Eine kleine Auswahl: Baumgartner, Federer, Fetscherin, Frei, Heß, Hirzel, Hungerbühler, Vater und Sohn Meyer von Knonau, Munzinger, Nüscher, Eduard Pfyffer, Rossi, Stähli, Zehnder, Zyro. In praktischer, unpolitischer Reformtätigkeit waren sie hier alle noch vereint. Erst im Banne des großen eidgenössischen Zerwürfnisses änderte auch die SGG ihren Sinn, ließ sich zumindest einen protestantischen Stempel aufdrücken<sup>100</sup>.

Tanner war als einer der «Historiker» der KGA auch in der «Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft» (SGF) anzutreffen<sup>101</sup>. Er wurde hier besonders von Ludwig Meyer von Knonau angesprochen. Über Meyers *Handbuch der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft*<sup>102</sup> schreibt er an Laßberg: «Die Gelehrsamkeit und der vaterländische Sinn dieses hoch über den Parteien stehenden edeln Greises verdient das vollste Lob, und das Werk ist zugleich ein Beweis, daß der bessere Geist in der Schweiz, Gottlob! im Fortschreiten begriffen ist.»<sup>103</sup>

Man könne dem Ratsherrn Meyer von Knonau, dem «Abkömmling eines der älteren in die Habsburgischen Zeiten hin aufragenden Rittergeschlechts», nicht den Vorwurf des einseitigen Neuerers machen, meint Tanner in der *Appenzeller Zeitung* zu Meyers Werk. Die Meyersche Geschichte werde in der Hand des Liberalen «ein wahres Bollwerk wider alle die Anmaßungen und Deuteleien sein, womit die Restauration unser Vaterland befleckt.»<sup>104</sup> Tanner verehrte in Meyer also einen Attinghausen, der ihm einstand für den nationalen Glauben an die eigene Kraft in der sich anbahnenden Erneuerung<sup>104</sup>.

Die SGF blieb bis 1841 zur Hauptsache eine bernische Gründung. Die Mühen und hohen Kosten des Reisens erschwerten die Zusammenarbeit mit den «äußeren Mitgliedern». Nach dem Tod des Gründers, Schultheiß

<sup>100</sup> vgl. OTTO HUNZIKER und RUDOLF WACHTER, *Geschichte der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft 1810–1910*, Zürich 1910, S. 82 f.

<sup>101</sup> Auf einem handschriftlichen Verzeichnis von Professor FRIEDRICH VON WYSS auf der 1. Seite des 1. Bds. des *Schweizerischen Geschichtsforschers* in der ZBZ ist Tanner als «äußeres Mitglied» für 1823 aufgeführt.

<sup>102</sup> LUDWIG MEYER VON KNONAU, *Handbuch der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft*, 2 Bde., Zürich 1826 und 1829.

<sup>103</sup> An Laßberg, 31. Juli 1829; V, 12.

<sup>104</sup> App.Z., 12. Juni 1830, Nr. 24; vgl. RICHARD FELLER und EDGAR BONJOUR, *Geschichtsschreibung der Schweiz vom Spätmittelalter zur Neuzeit*, Bd. 2: *Aufklärung und Neuzeit*, Basel 1962; über Meyer von Knonau S. 53–58 und 696.



von Mülinen, geriet die Gesellschaft Ende der dreißiger Jahre in eine Krise, aus der sie dann Zellweger herausriß. Er gründete am 25. September 1841 die «Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz».

Ein Jahr zuvor hatte er eine Versammlung schweizerischer Geschichtsfreunde nach Baden einberufen. Tanner fehlte nicht. Der Aargau sei allerdings, so meint einer der Teilnehmer, außer Fröhlich Vater, «durch zwei nichtswürdige Schwätzer ... den alten Zschokke und Tanner» repräsentiert gewesen. «Ersterer ennuyierte die Gesellschaft durch langweilige Einwendungen und schlechte Witze, letzterer durch ebenso langweilige Widerlegungen der zschokkischen Schwätzerei, so daß der gute alte Zellweger sich genötigt sah, ihn an das Ende zu mahnen. Sie haben übrigens nicht große Ehre eingelegt, und ich möchte wohl glauben, daß Tanner bei aller Zudringlichkeit doch empfinden mochte, er sei hier nicht in seinem Elemente.»<sup>105</sup>

Der Freundschaftsbund, für den sich Tanner am meisten einsetzte, war der Sempacherverein. Zu Vorgeschichte und Sinn dieses Vereins muß ein wenig weiter ausgeholt werden. Troxler, mit dem sich Tanner sehr eng berührte, hatte 1821 als Lehrer am Luzerner Lyzeum seine Zöglinge zur alljährlichen Schlachtfeier in Sempach aufgerufen. Auf dem Schlachtfeld, in der Erinnerung an den irdischen Vorgang der Schlacht und die Heldentat Winkelrieds, wollte man sich auf die geistige Bedeutung dieser Tat besinnen. Auch die Tellfigur stellte sich für Troxler als reine Bewußtseinsfrage dar.

Tell im besonderen war das Wesensbild des Schweizertums als eines weltgeschichtlichen Bewußtseinsphänomens. Tell war für Troxler symptomatisch und repräsentativ für die Verwandlung des blutbedingten, theokratisch gefaßten Kollektivbewußtseins zur selbstbewirkten, freitätigen Geisteskraft. Dieser Einzelmensch stand im Vordergrund. Troxler prägte das Wort «Anthroposophie». Wenn man nun die nationale Existenz erneuern wollte, mußte man sich zuerst mit den Grundfragen der menschlichen Existenz überhaupt auseinandersetzen. Es ging um die Entelechie des Menschen<sup>106</sup>. Aus dieser Betrachtung ging der Mythos von Tell hervor.

Tanners eigenphilosophische Grundhaltung, sein Fragen nach den letzten Zusammenhängen des Menschseins, erscheint nun im vollen

<sup>105</sup> Der Basler Ratsherr Andreas Heusler an Rudolf Rauchenstein, 19. Okt. 1840; n. VISCHER, Rauchenstein, S. 276.

<sup>106</sup> s. ENGLERT, S. 808.



Licht. Die Verbindung von seinen Meditationen über ein Fortleben nach dem Tode, seiner Beschäftigung mit der Seelenwanderung, überhaupt von seinem Zurückgezogensein, seiner Verinnerlichung, zur politischen Tat ist hergestellt. Und seine Dichtung erhält vom urschweizerischen Heldentum her eine zusätzliche Anregung. Tell entschwand der quantitativen Dokumentenforschung ins Reich des Mythos. Die «Historizität» des Tell war nur faßbar, wenn man alles, was von ihm berichtet wurde, als realsymbolisches Geschehen betrachtete im Sinne des Satzes aus dem Chorus mysticus in Goethes *Faust*: «Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.»<sup>107</sup>

Tanner hatte vorgefaßte Bilder, Ideen in sich und fand sie wieder in der Realität. Was der Künstler im Gedicht oder auf der Bühne schuf, der Geist überhaupt, war ihm ebenso Realität wie die Natur. In seiner Vorrede zur Gedichtausgabe von 1826 sagt er: «Der eigentliche Stoff für den Schweizer Dichter wäre der Kriegs- und Heldengesang. Aber dafür ist wohl unsere Zeit nicht reif.»

Unmittelbar vor dem Sonderbundskrieg tönt es im Großen Rat von Tanner dann so: «Hg. Herren, jeder Staat hat die Aufgabe, sich sein Leben so zu fristen, wie er es begonnen hat, und schauen wir in die Geschichte, so sehen wir, daß die Schweiz in ihrer schönsten Blüte dastand, als die Zeit der Kriege da war, und von dem Augenblicke an, als diese aufhörte, als der Schweizer seinen Nationalwaffenrock an die Wand hängte, hatten wir nur noch Söldner im Ausland, und von dem alten Heldenvolke blieb wenig mehr übrig. Und, Hg. Herren, dringt jetzt nicht die ganze Nation darauf hin, sich als ein kräftiges, kriegsgewandtes Volk zu zeigen, organisiert nicht der unbedeutendste Kanton alle seine Kräfte, um, wenn nötig, den vaterländischen Boden zu schützen? – und sind wir deshalb nicht auch stärker als zur Zeit des Burgunderkrieges?»<sup>108</sup>

Als Einzelmensch hatte Tell sein Land gerettet. Als politischer Einzelmensch sollte man sich auch heute zum Schweizersein, zur Nation emporläutern. Schweizer sein war für Tanner eine Leistung, kein Privileg. Es hatte zwar nur einen Tell und nur einen Winkelried gegeben. Ihre Taten aber konnte auch der Heutige vollbringen. Als Stimulans mußte da der Freiheitskampf der Griechen gewirkt haben. Und man hatte ja die Schweizer Freiheitskämpfe mit den Kämpfen der alten

<sup>107</sup> ders., S. 439.

<sup>108</sup> Verh., 17. Dez. 1846, S. 543 f.

Griechen gegen die Perser verglichen, und die wiedererweckten Griechen, auf die der Geist der Väter sich gesenkt hatte, hatten nicht minder heldenhaft gegen die Türken gekämpft. Die Verbindung von den Menschheitsvölkern der Griechen und Deutschen Fichtes zum schweizerischen Menschheitsvolk schien gegeben.

Um die Taten der Vorväter zu feiern, brauchte es nun auch nicht unbedingt einen wissenschaftlich genau erwiesenen historischen Sachverhalt, kein geographisch genau bezeichnetes Schlachtfeld. Der folgende, sachlich berechtigte Einwand von Laßbergs wurde von Tanner zwar anerkannt, konnte aber nicht ins Gewicht fallen: «Ich habe schon vor der ankunft Ires briefes gehört, daß der Sempacher Verein künftigen sommer im Thurgau die schlacht im Schwaderloch (lege melius Schwaderlohe) feiern will. Es tut mir leid Inen sagen zu müssen, daß *gar keine schlacht* in Schwaderlohe war, und daß das ganze sich auf einen erfolglosen scharmüzel (18. april 1499) bei Ermatingen beschränkt, den der einzige Stumpf, von allen schweizerischen geschichtschreibern zu einer schlacht machen will. Wo ist nun das schlachtfeld? wo will der Verein sich versammeln und sein Fest halten? auf der landstraße zwischen Ermatingen und Constanz? aber wo auf der 2 stunden langen linie? warscheinlich ist nicht einer aus dem Vereine im stande den ort anzugeben, wo die von Ermatingen zurückkerenden Schwaben v.d. Schweizern überfallen wurden.»<sup>109</sup>

Für Tanner machte der Geist lebendig, selbst im umgekehrten Sinn, wenn die äußeren Waffen eine Niederlage erlitten hatten wie bei Marignano, dem weithin bekannten Bild für diesen Zustand. Es mochte nicht von ungefähr sein, daß die KG sich entschloß, die Schodoler-Chronik zu edieren. Das Glanzstück darin ist, wie bereits erwähnt, die Schilderung der Schlacht von Marignano durch Schodoler, mit der eindringlichen Mahnung am Schluß, nicht um Geld in fremde Kriegsdienste zu ziehen. Die Solddienste waren in den zwanziger Jahren mehr denn je angefochten.

Der folgende Bezug ist also kaum zu weit hergeholt: Seit 1824 zog die Luzerner Zofingia-Sektion zur Schlachtfeier bei Sempach – der Zofingerverein, als die schweizerische Burschenschaft, war an der Zwinglifeier gegründet worden – Zwingli war der Prediger gegen das Söldnerunwesen schlechthin.

<sup>109</sup> Laßberg an Tanner, 14. Sept. 1827; I, 12 b.

Tell war für Tanner die Persönlichkeit, in der er die schweizerische Eigenart, die Selbständigkeit und Selbstsicherheit verkörpert sah. Als Modell dieses Schweizers mußte er auch Ulrich Bräker, den «Armen Mann vom Toggenburg» empfinden, den sein Vetter, Martin Imhof, entdeckt hatte.

Daß Tanner kaum eine Gelegenheit ausließ, bei diesem Schweizertum zu beharren, beweist die folgende Episode von der Mittagstafel der 15er-Kommission zur Revision der Bundesverfassung von 1832/33 in Luzern: «Il y a eu à table (par parenthèse ces dîners ont très bien réussi) aujourd'hui un petit incident que j'aurais mieux aimé qu'il n'eut pas lieu. Le Président a dit que c'était le jour anniversaire de la mort de Gessler, et il a porté un toast à Guillaume Tell. *Chambrier* s'est levé avec nous, mais n'a pas répondu au toast. *Tanner* lui en ayant fait l'observation, il a dit qu'il porterait avec grand plaisir le toast des Trois du Grütli, mais qu'il lui répugnait de porter le toast d'un homme qui en avait tué un autre de sang-froid et de guet-apens. Lâ-dessus un peu de discussion, sans animation cependant. Nous avons pris deux ou trois la discussion en main et nous l'avons jetés dans le domaine de la psychologie, de la métaphysique, de la morale, au point que personne n'y comprenant plus rien, elle est morte de sa belle mort.»<sup>110</sup>

Tell als kaltblütiger Mörder und dazu noch aus dem Hinterhalt – dies aus dem Munde des «erkonservativen» *Chambrier* von Neuenburg, dem Kanton, der noch gar nicht fest der Eidgenossenschaft, sondern dem «reaktionären» Preussen angehörte – ein gröberer Affront war zu diesem Zeitpunkt in einem liberalen Kreis kaum auszudenken. Selbst Carl Ludwig von Haller, der Verfasser der *Restauration der Staatswissenschaften*, hatte im *Solothurner Amts- und Wochenblatte* demjenigen Schweizer 400 Franken geboten, der aus seinen Schriften nachweisen könne, daß er Tell einen «Meuchelmörder», und Winkelried einen «Rebellenhauptmann» genannt habe<sup>111</sup>. An der illustren Mittagstafel der Reformer bedurfte es schon des kalten Blutes und des welschen Charmes, um die Kampfahne zu trennen.

Nach dem Beispiel von Troxlers Luzerner Schülern pilgerten nun bald auch die Aargauer Lehrvereiner nach Sempach, die «Wilden», wie sie genannt wurden, weil sie keine Sektion der Zofingia bildeten.

<sup>110</sup> Rossi an Rigaud, 18/19 novembre 1832; Briefwechsel Rossi–Rigaud, S. 59 f.

<sup>111</sup> ENGLERT, S. 753

(Der bürgerliche Lehrverein war nicht als staatliche Akademie anerkannt.) Tanner war begeistert von diesen Pilgerfahrten<sup>112</sup>.

Bald schlossen sich auch die Altherren aus der deutschen Burschenschaft an. So entstand der statutenlose Freundschafts- und Vaterlandsbund. Tanner lud auf den 7. Oktober 1821 zur ersten Versammlung des Sempachervereins ein und hielt auch gleich die Begrüßungsrede. Über Zweck und Ziel der Vereinigung meint er: «... wir wollen, um den Waldvögeln zu gleichen, welche der Wipfel je des schönsten Blütenbaumes anzieht, insgesamt jene Umzäunungen meiden, an denen sich bis anhin der gute Wille anderer vaterländischer Vereine wundgerieben hat. Und dieser Blütenbaum sei kein anderer als das lebendige, keinerlei Formeln ergebene Wort, welches sich des Mundes nur als eines Werkzeuges, des Herzens aber, als der wahren Geburtsstätte der Rede, als des einzigen Haltepunktes unserer Kirche bedient ...»<sup>113</sup>

Dieses «lebendige, keinerlei Formeln ergebene Wort» ist der Eid, den der einzelne Schwurgenosse nach Troxler aus innerem, freiem Antriebe auf dem Rütli abgelegt hat; es ist das «Geheimnis der Schweizerischen Eidgenossenschaft».<sup>114</sup> Im Zofinger- und Sempacherverein wird dieser Schwur neu belebt. Auf einen positiv urteilenden Artikel des Pariser Journals *le voleur* über den Zofingerverein, preist Tanner den Franzosen in der *Appenzeller Zeitung* den Zofinger «Geist der Verbrüderung, der überall gleichartige Herzschräge» hervorbringe. Dieser Geist verleihe das sichere Bewußtsein, daß es Arme gebe, die bereit seien, den Angriff aus der Fremde und die willkürliche Gewalt im Innern abzuwehren<sup>115</sup>.

Es folgten sich nun Jahr für Jahr die Zusammenkünfte des Sempachervereins, stets unter freiem Himmel an einem patriotischen Wallfahrtsort: 1822 Ufenau, dann Stans, Murten, Näfels, Stoß, Morgarten, Schwaderloch und zuletzt, 1829, St. Jakob an der Birs. Die Versammlung am Stoß vom 28. Juli 1826 war der Glanztag des Vereins. Tanner hatte das Festlied beige-steuert, welches Gottfried Keller in seiner Rezension

<sup>112</sup> s. Tanners Artikel Zum Gedächtnis der Sempacher Schlacht, von jungen Schweizern gefeiert, in «Nachläufer», 19. Juli 1828, Nr. 29.

<sup>113</sup> Die Rede findet sich in extenso bei ZIMMERLI, S. XXX f., welcher sie dem *Schweizerischen Volksblatt* vom 26. Okt. 1821, Nr. 15, entnahm; über den Sempacherverein steht im *Nouvelliste Vaudois*, Jahrg. 1825, Nr. 68, ein Artikel, der möglicherweise von Tanner stammt.

<sup>114</sup> ENGLERT, S. 147.

<sup>115</sup> App.Z., 10. Okt. 1829, Nr. 41.

als «besonders gelungen» und «echt schweizerisch»<sup>116</sup> bezeichnet. Auch Uhland mochte an dieses Gedicht gedacht haben, wenn er an von Laßberg schrieb, es hätten ihn manche Töne der Tannerschen Dichtung «innig angesprochen».<sup>117</sup> Es mag hier tatsächlich etwas von einem frommen, urväterlich-schweizerischen – ordentlich blutrünstigen – Kriegsgesang mitschwingen, den Tanner in seiner Vorrede zu seinen Gedichten von 1826 wünscht:

*Festlied am Stoß (14)*

Es sah der Herr vom blauen Zelt  
Bergan die Rotten Österreichs blinken:  
«Die bringen Ketten nur der Welt;  
Die Ernte reift, sie sollen sinken.»

Er sprach's. Die Wolken dicht in Eil'  
Mit Sturm und Fluten fuhren nieder;  
Wie müde Schwalben flackt der Pfeil,  
Das Weh der Nacht umspann die Glieder.

Hinwieder ob der Wolkenschlacht  
Sah man noch andre Boten fliegen.  
Sie sangen laut: der Schützer wacht,  
Es soll das Recht, die Tugend siegen!

Die Freien standen, ring an Zahl,  
Mit Schwertern an des Vorlands Stirne;  
Der Waldstrom trug das Blut ins Tal,  
Der Widerhall das Glück zur Firne.

Herr Gott, wir preisen deine Tat,  
Der Mund mit Schall, das Herz mit Sehnen!  
Hör' uns! Wenn neu der Würger naht,  
Gib uns die Lust und ihm die Tränen.

Nach der Stoß-Feier ließ die Begeisterung merklich nach. Morgarten sei enttäuschend gewesen, berichtet Tanner an von Laßberg<sup>118</sup>. Allmählich mußte man feststellen, wie das romantisch-patriotische Gefühlsgefilde zu einem wirklichen Kampfplatz wurde, auf dem manche Ge-

<sup>116</sup> NZZ, 7. Sept. 1846, Nr. 250.

<sup>117</sup> Uhland an Laßberg, 3. Sept. 1829; Briefwechsel Uhland–Laßberg, S. 141, Nr. 56.

<sup>118</sup> An Laßberg, 5. Sept. 1827; V, 8.

sinnungsfreundschaft in die Brüche gehen mußte. Die Debatte um das Verhältnis von Kirche und Staat, Hierarchie und Reformation, Evolution und Revolution, konnte auf die Dauer nicht akademisch bleiben.

Schon am Stoß hatte z.B. Pfarrer Fröhlich von Brugg in seiner «Rede über den Volksgesang» heftig angestoßen. Man werde zu tun haben, meinte Tanner danach zu von Laßberg, «um die guten Leute wegen ihrer alten blinden Katze, die sie Religion nennen, zu beruhigen».<sup>119</sup>

Den besonderen Widerspruch dürfte die folgende Stelle erregt haben: «In solch einem Gesang ... tut sich aufs Herrlichste das Glück des Landes kund, wornach die Vorzeit rang: Frieden und Freude bei Eintracht und *bürgerlicher* und *geistiger* Freiheit. Weit hinab in die Täler erschallt es: andere Zeiten seien hier angebrochen, als da dem Freiheit erkämpfenden Volk die Clerisei zu verbieten wagte, wenn freilich umsonst verbot, Glockengeläut und Kirchengesang; andere Zeiten seien in diesem Lande, als da dort unten die ganze christliche Geistlichkeit versammelt war, um nichts Wichtigeres zu tun, als zwei große, heilige Ketzer zu verbrennen, und sich selbst durch Henkershand in den nie erlöschenden Scheiterhaufen das hellste Denkmal ihrer eigenen Finsternis aufrichten zu lassen.»<sup>120</sup>

Die geweihten Schlachtfelder begannen sich zu entvölkern. Die Bornhauser, Karl Burckhardt, Fetscherin, Heinrich Fischer, Fröhlich, Goll, Hirzel, Mörikofer, Nüscheler und Kasimir Pfyffer<sup>121</sup> waren für den politischen Kampf auf dem Feld der kantonalen Politik gerüstet. Jetzt gerieten immer mehr die eigenen Regierungsleute und Zustände ins Kreuzfeuer einer konkreten Kritik.

<sup>119</sup> An Laßberg, 13. Sept. 1826; V, 3.

<sup>120</sup> n. VISCHER, *Politik und Freundschaft*, S. 109, Anm. 20.

<sup>121</sup> s. TANNER, *Notizen*, S. 13.